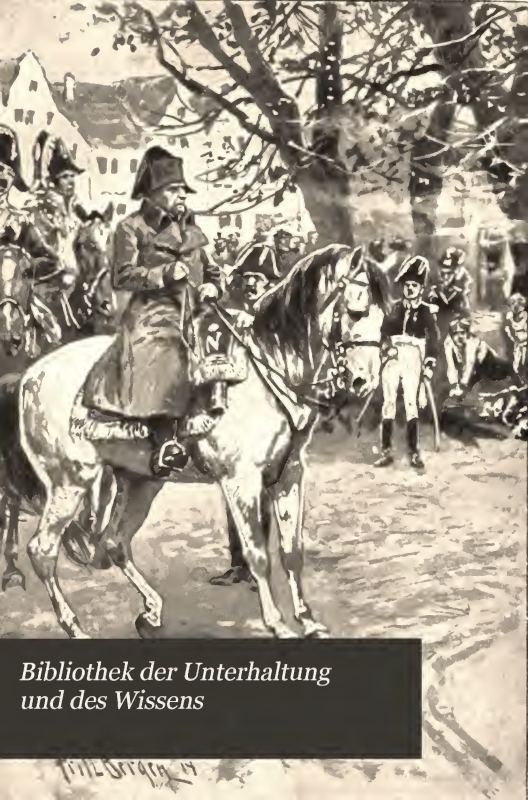
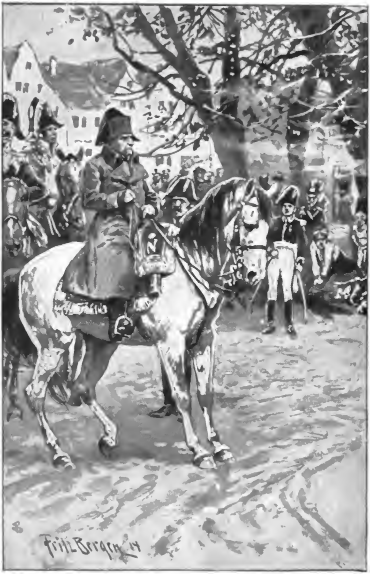


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


BÜCHER VON
SAMMLUNG

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Der Küster von Wenigenjena“
von Fritz Flechtner. (S. 18)
Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Achter Band

MDCCCXC

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ∴ Berlin ∴ Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Der Küster von Wenigenjena

Erzählung von Fritz Flechtner

Mit Bildern von Fritz Bergen (Nachdruck verboten)

Durch dieses Tal führte der Küster von Wenigenjena das Soultsche Korps in der Nacht des 14. Oktober 1806 hinauf in die Flanken der Preußen." So las ich vor Jahren in meinem Reiseführer durch Thüringen.

Kopfschüttelnd las ich es zwei-, dreimal.

Wie seltsam nahm dieser Satz sich aus unter den sonstigen trockenen Wegnotizen des Führers! War es ein Schurkenstreich, war es eine grausige Tragödie, was sich in jener Unglücksnacht des Jahres 1806 abgespielt hatte?

Einige Monate später fiel mir auf einem einsamen Spaziergang der Satz wieder ein. Halblaut sprach ich ihn vor mich hin; keines der Worte hatte ich vergessen, so fest hatte sich jedes in mein Gedächtnis geprägt.

Aus Büchern suchte ich Aufschluß zu gewinnen — vergeblich. Ich befragte Freunde, die in Jena studiert hatten; die meisten wußten überhaupt nichts von dem Geschehnis. Einige hatten wohl davon gehört oder gelesen, aber sich keine besonderen Gedanken darüber gemacht und deshalb auch nicht weiter nachgeforscht.

Ich hoffte, an Ort und Stelle Näheres zu erfahren. Aber Jahre vergingen, ehe mein Wunsch, nach Jena zu kommen, sich erfüllte. Auf einer Dienstreise, die mich nach Weimar führte, fand ich endlich Gelegenheit zu einem Abstecher nach Jena.

Spät abends kam ich an. Ich mietete mich in der „Sonne" ein, genoß am Morgen den Ausblick auf das bunte Gewimmel des vor mir liegenden Marktplatzes,

schlenderte dann durch die gemütlichen Straßen der Stadt und stieg durch die Schlucht des „Steiger“, die Napoleons Artillerie in der Nacht des 14. Oktober benützt hatte, auf die Höhe des Landgrafenberges. Von der Restauration aus genoß ich die großartige Aussicht über Jena und das ganze Saaletal und wanderte dann weiter bis zu der äußersten Höhe, dem Windknollen, auf dem Napoleon in der Nacht zum 14. Oktober sein Biwak hatte.

Ein scharfer Wind fuhr über die Höhe. Wie ungemütlich mußte es in jener Oktobernacht hier oben gewesen sein, dachte ich, als ich vor dem sogenannten Napoleonstein stand und über die weite kahle Fläche des Landgrafenberges sah.

Unter mir, im Sonnenlicht, lagen die friedlichen Dörfer, die damals die Stützpunkte des preußischen Heeres gewesen waren. Ich sah die Kanonen Napoleons hier oben aufgefahren, sah ihre Mündungen auf jene Ortschaften gerichtet, und selbst als Laien wurde es mir klar, wie vernichtend die Wirkung dieser Geschütze gewesen sein mußte.

Als Junge hatte ich oft und mit vieler Rührung eine kleine Geschichte gelesen von einem alten Schafhirten, der in jener Zeit seine Herde auf dem Landgrafenberge weidete. Er war einer der wenigen Männer, denen die Schlucht des „Steiger“ bekannt war. Von einem Schurken verraten, war er vor den französischen Offizier gebracht worden, der die Zugänge zu dem Berge vergeblich untersucht hatte. Alle Belohnungen, alle Drohungen waren vergeblich gewesen, der alte Schäfer blieb stumm und mußte seine Treue mit dem Tode büßen. Sein Opfer hatte aber nichts genützt, ein anderer Mann war gefunden worden, der nicht die gleiche Standhaftigkeit besaß, und bei Fackelschein

wurden mit ungeheurer Mühe die französischen Kanonen auf den Berg geschafft.

Diese Geschichte fiel mir ein, als ich vom Windknollen aus weiterschritt, dem Rautal zu.

Die Sonne hatte sich hinter dicken Wolken verborgen, tiefe Einsamkeit umgab mich. Ein düsterer Waldpfad führte durch das enge Tal hinab. Der Wind war stärker geworden und brauste durch die Kronen der stattlichen Bäume, als wollte er von der schreckensvollen Tat erzählen, die hier vor hundert Jahren geschehen war.

Mir wurde ganz unheimlich zumute; am liebsten wäre ich umgekehrt, doch ich ermannte mich und ging beschleunigten Schrittes weiter.

Endlich lichtete sich der Wald. Über Löbstedt hatte ich bald Wenigenjena, in dessen Kirchlein einst Schiller getraut worden ist, erreicht, und gleich darauf klopfte ich an die Tür des Pfarrhauses.

Ein alter Mann empfing mich in dem altersgrauen, weinumrankten Häuschen. Seine Augen, die noch hell und klar unter dem schneeweißen Haar hervorblickten, leuchteten auf, als ich ihm mein Anliegen nannte.

„Da sind Sie an die richtige Quelle gekommen. Es ist eine Aufgabe meiner langen Amtszeit gewesen, in das Dunkel dieses entsetzlichen Vorganges hineinzuleuchten. Wenn es Ihnen recht ist, will ich's Ihnen erzählen, wie sich mir der Vorgang entrollt hat."

Es war am 13. Oktober 1806, begann der würdige Herr. Das preußisch-sächsische und das französische Heer standen sich schlachtbereit gegenüber. Die Preußen lagerten nördlich von Jena, die Stadt selbst hatten sie dem Feinde überlassen. Mit sicherem Feldherrnblick hatte Napoleon die Bedeutung des Landgrafenberges

erkannt, dessen Besetzung von dem preußischen Oberbefehlshaber verabsäumt worden war.

Gelang es, Geschütze auf diesen Berg zu schaffen, so konnte man mit ihnen das gesamte Schlachtfeld beherrschen. Wie dies möglich sein sollte, war freilich dem französischen Marschall, der den betreffenden Befehl erhielt, noch am späten Nachmittag ein ungelöstes Rätsel. Aber darum kümmerte sich der Kaiser nicht; was er wollte, das mußte geschehen, ein „unmöglich" gab es für ihn nicht.

In der gleichen schwierigen Lage befand sich Marschall Soult, dem befohlen war, mit seinem Korps während der Nacht dem feindlichen Heer in die Flanke zu ziehen. Die Stelle, wo der Marschall am nächsten Tage in die Schlacht eingreifen sollte, hatte der Kaiser zwar genau bezeichnet, aber nicht den Weg, auf dem das Korps dorthin gelangen konnte. Alle Nachforschungen waren vergeblich, kein Weg war zu finden. Der Marschall schäumte vor Wut, als immer wieder Berichte einliefen, die das Ergebnislose aller Bemühungen meldeten.

Endlich hieß es, ein Mann sei gefunden, der als Führer dienen könne, aber er weigere sich, es zu tun.

„Er soll jede Summe erhalten, die er fordert," sagte der Marschall.

„Der Mann lehnt jede Entlohnung ab," lautete die Antwort des Offiziers, der die Nachricht gebracht hatte.

„So muß man ihn zwingen," schrie der Marschall. „Peitscht ihn, bedroht ihn mit Erschießen, macht mit ihm, was ihr wollt, er muß zum Sprechen gebracht werden!"

Der Offizier wollte etwas erwidern, aber Soult ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Dröhnend fiel seine Faust auf den Tisch. „Überbringen Sie dem Obersten Berteaux meine Befehle, ihn mache ich verantwortlich!“

— — — — — — — — — — — — — —

Oberst Berteaux sprengte auf seinem Rappen durch Wenigenjena.

„Wo ist der Mann?“ fragte er den ihn vor dem Rathaus empfangenden Kapitän Gérard.

„Es ist der Küster von Wenigenjena,“ antwortete der Kapitän. „Er steht dort unter den Bäumen.“

Der Oberst trat vor den Küster und musterte ihn mit finsteren Blicken: „Sie kennen den Weg, den wir suchen?“

„Ja.“

„Sie wollen uns nicht führen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich kein Verräter bin.“

„Wir werden Sie zwingen.“

„Mich kann niemand zwingen,“ versetzte der Küster ruhig.

„Das wollen wir sehen.“

Seine Rechte mit der Reitpeitsche fuhr hoch, aber er beherrschte sich noch. Er winkte Kapitän Gérard und trat einige Schritte beiseite.

„Ist es ganz sicher, daß der Mann den Weg weiß?“

„Er gibt es selbst zu.“

„Vielleicht tut er es nur, damit wir Zeit verlieren,“ meinte der Oberst zweifelnd. „Wie hat man ihn gefunden?“

„Man hat ihn uns genannt.“

Der Oberst trat wieder auf den Küster zu. „Sie wollen uns nicht führen. Das kann ich verstehen. Aber es genügt uns, wenn Sie uns den Weg beschreiben.“

Er zog eine Karte heraus und hielt sie dem Küster entgegen.

„Das würde Ihnen nichts nützen," sagte dieser, immer mit der gleichen Ruhe. „Der Weg führt durch



das Rautal, das wissen viele, aber ohne Führung findet sich niemand zurecht."

„So bleibt nichts übrig, Sie müssen die Führung übernehmen."

„Nein."

„Sie bleiben bei Ihrer Weigerung?"

„Ja."

Der Oberst packte ihn an den Schultern und riß ihn hin und her. „Du willst uns Trotz bieten? Soll deinetwegen vielleicht die Schlacht —"

Er hielt inne, ließ ihn los. Der Küster war durch die mächtigen Fäuste des Obersten halb zur Erde gedrückt worden. Jetzt richtete er sich wieder auf, barhäuptig stand er da und sah furchtlosen Blickes auf den Feind, dessen Augen vor wilder Wut dick vorgequollen waren. „Wenn Sie sich weiter weigern, so werden Sie gepeitscht, gepeitscht, bis Sie zusammenbrechen!" schrie der Oberst.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen; mein Leben steht in Gottes Hand."

„Ich lasse dich erschießen, du Hund!"

Der Küster antwortete nicht mehr; mit gefalteten Händen stand er da, gefaßt sein Schicksal erwartend.

Zweimal sauste die Reitpeitsche des Obersten über sein Gesicht, tiefe, blutige Striemen zurücklassend.

Der Küster stand still und unbeweglich.

„Peitscht ihn!" gebot der Oberst.

„Herr Oberst," legte sich der Kapitän ins Mittel, „vielleicht wird er jetzt bereit sein."

„Verbindet ihn, seht zu, daß er bald vernünftig wird."

Ein Offizier trat heran. Er kam von Soult. „Der Marschall wird bald selbst hier sein," meldete er, „und er erwartet bestimmt, daß man dann den Weg gefunden hat."

Der Oberst murmelte einen grimmigen Fluch und mußte sich mit Gewalt zwingen, eine höfliche Antwort zu geben. Dann wendete er sich wieder an den halb

ohnmächtigen Küster. „Willst du nun reden," schrie er, „oder gelüstet es dich nach einer zweiten Tracht Prügel?"

„Geben Sie sich keine Mühe," sagte der Küster leise, aber fest, „ich werde nichts verraten."

Rasend vor Wut riß der Oberst seinen Säbel heraus.

Aber Kapitän Gérard fiel ihm in den Arm und rief: „Wenn Sie ihn töten, Herr Oberst, nützt es uns auch nichts."

„Sie haben recht." Der Säbel flog zurück in die Scheide. Nachdenklich stand der Oberst einige Augenblicke, dann verzerrte ein teuflisches Grinsen sein Gesicht. „Sind Sie verheiratet?" fragte er so sanft, als es ihm möglich war.

„Ja."

„Denken Sie an Ihre Frau und Ihre Kinder! Sie haben doch Kinder?"

Der Küster nickte.

„Wieviele?"

„Vier."

„Wollen Sie ihnen den Vater rauben? Seien Sie doch vernünftig! Wenn Sie uns nicht führen, so tut es ein anderer. Das können Sie nicht verhindern."

Der Küster hob abwehrend die Hand. „Geben Sie sich keine Mühe, ich kann nicht anders handeln."

Mit wutverzerrtem Gesicht wandte der Oberst sich ab. „Schafft seine Kinder her!" gebot er.

Kapitän Gérard sah ihn durchdringend an und blieb ruhig stehen.

„Haben Sie nicht gehört, Herr Kapitän, was ich befohlen habe?"

Gérard ging mit zwei Soldaten davon.

Finster und fortwährend vor sich hin fluchend

schritt der Oberst auf und ab, jeden Augenblick fürchtete er, den Marschall heransprengen zu sehen.

Aber Kapitän Gérard mit seinen beiden Soldaten kam vorher zurück; jeder hatte ein Kind an der Hand.

„Das vierte Kind ist ein Säugling," meldete der Kapitän.

Ein Zornesblick traf ihn. „Auch dieses Kind soll geholt werden, und die Mutter dazu!" gebot der Oberst zwei anderen Soldaten.

Die Kinder waren zwei Knaben und ein Mädchen.

„Ihr seid die Kinder des Küsters von Wenigenjena?" fragte der Oberst.

„Jawohl," antwortete der ältere Knabe und sah furchtlos dem grimmen Manne in die Augen.

Auf einen Wink des Obersten öffnete sich die Gruppe der Umherstehenden. Jetzt erblickten die Kinder ihren Vater, und mit einem Jubelruf stürmten sie auf ihn zu. Der Küster umschlang sie, preßte sie eng an sich, als könnte er sie dadurch vor einer Gefahr schützen, die er zwar noch nicht kannte, deren Furchtbarkeit er aber aus den wutverzerrten Zügen des Obersten lesen konnte.

Berteaux war herangetreten. Beide Hände auf den Säbel gestützt, stand er da und betrachtete einige Augenblicke die Gruppe. Kein Zug des Mitleids flog über seine Mienen. „Jetzt frage ich Sie zum letzten Male: Wollen Sie uns führen oder nicht?"

Der Küster hob den Kopf und sagte fest: „Nein."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja." Fester packte er seine Lieblinge; er fühlte, daß jetzt etwas Entsetzliches kommen würde; seine Lippen zitterten.

„Nehmt den Ältesten und bindet ihn!"

Ein kurzer Kampf, und der Knabe war gefesselt. Auch der Küster wurde an Händen und Füßen gebunden.

„Wie alt bist du?“ fragte der Oberst den Jungen.

„Vierzehn Jahre.“

„Wir suchen einen Führer durch das Rautal. Kennt dein Vater den Weg?“

Der Knabe sah nach seinem Vater hinüber, der mit dem Kopfe nickte.

„Mein Vater kennt den Weg,“ versetzte er, und stolz fügte er hinzu: „Ich kenne ihn auch.“

Ein Stöhnen brach aus des Küsters Brust, während gleichzeitig ein triumphierendes Leuchten über des Obersten Züge glitt.

„Du kennst also auch den Weg? Das ist gut. Dein Vater will uns nicht führen, also wirst du es tun.“

Berteaux hatte sich jetzt so gestellt, daß der Knabe den Vater nicht mehr sehen konnte.

„Wenn mein Vater Sie nicht führen will, so werde ich es auch nicht tun,“ versetzte der Knabe.

„Sieh mal an, mein Bürschchen, also derselbe Trotzkopf wie der Vater!“

„Er kennt nur einen Fußpfad, aber nicht den Weg, den Sie brauchen,“ schrie der Küster.

Der Oberst sah den Burschen durchdringend an. „Ist das wahr?“

Der Knabe nickte.

„Dann kannst du uns nichts nützen. — Stellt den Jungen an jenen Baum!“ befahl Berteaux. „Drei Mann hierher!“

Der Küster wollte vorspringen zu seinem Kinde; aber die Fesseln hinderten ihn. Er fiel in die Knie, und ein wahnsinniger Schrei, in der Todesangst des Vaters ausgestoßen, gellte durch die Luft.

Die Soldaten standen, das Gewehr im Anschlag, den Befehl zum Feuern erwartend.



„Eine Minute noch lasse ich dir Zeit," sagte der Oberst.

Der Küster hob die gefesselten Hände flehend empor. „Nehmt mich, werft mich ins Gefängnis — tötet mich

— macht mit mir, was ihr wollt — ich bin ja der Schuldige — aber verschont mein Kind!"

„Willst du uns führen oder nicht?" fragte der Oberst, die Uhr in der Hand.

„Tu es nicht, Vater!" rief der Knabe.

„Eine halbe Minute noch!" klang Verteaux' Stimme.

Der Küster starrte auf die Uhr, die der Oberst ihm entgegenhielt. Dicke Schweißtropfen perlten von seiner Stirn, fest hatte er die Zähne zusammengebissen, daß sie nicht gegeneinander schlugen wie im Fieberschauer.

Jetzt ließ der Oberst die Uhr in die Tasche gleiten. „Feuer!" kommandierte er.

Ein festes „Leb wohl, Vater!" klang noch herüber, drei Schüsse krachten, und lautlos fiel der Knabe zu Boden.

Ein schwacher, gurgelnder Laut, und der Küster brach ohnmächtig zusammen.

Man hob ihn auf, rieb ihm die Schläfen mit Branntwein, und bald war sein Bewußtsein zurückgekehrt.

„Wo sind die beiden anderen Kinder?" fragte der Oberst.

„Ich habe sie hinausgebracht," erwiderte Kapitän Gérard.

„Schwächliches Mitleid!" höhnte Verteaux. „Man bringe sie her!"

Einige Soldaten wollten die Leiche des Knaben fortschaffen.

„Laßt ihn liegen!" befahl der Oberst.

Das zweite Kind, ein Knabe von etwa zehn Jahren, wurde vor Verteaux geführt. Ängstlich sah er sich um, aber es konnte weder den Vater noch den älteren Bruder sehen.

Auf einen Wink des Obersten wurde der Knabe

näher herangeführt. Da sah er den Bruder in seinem Blute liegen.

„Wilhelm!“ schrie er auf und wollte zu ihm.

Der Soldat riß ihn zurück. „Kümmere dich nicht um ihn!“ gebot er rauh und führte ihn zum nächsten Baum.

Weinend ging der Knabe mit. Ohne Widerstreben ließ er sich an den Baum binden.

Jetzt erblickte auch der Küster sein Kind; aber er schrie nicht auf, riß nicht an seinen Fesseln. Lautlos sank sein Kopf auf die Brust, und nur die Lippen murmelten leise den Namen seines Gottes.

Wieder trat der Oberst heran, die Uhr in der Hand.

In diesem Augenblick kam eine stattliche Reiterschar herangesprengt. Voran ritten zwei Offiziere, ihnen folgte ein einzelner Reiter im einfachen grauen Mantel, den Dreispitz auf dem Kopf, die Augen starr ins Weite richtend. Hinter ihm Marschälle und Generale in goldstrotzenden Uniformen.

Donnernd erscholl ein dreifaches „Vive l'Empereur!“ Doch der Mann, dem es galt, kümmerte sich nicht darum, sondern sprengte weiter.

Plötzlich sah der Kaiser auf und griff in die Zügel des Pferdes. Mit einem Ruck stand es. Sein Gefolge, das dieses unerwartet rasche Halten kannte, war darauf eingerichtet, in solchen Fällen auf beiden Seiten des Kaisers vorbeizujagen, um ihn nicht zu überreiten.

Langsam wandte Napoleon sein Pferd und ritt zu der Baumgruppe heran, an der Verteaux mit seinen Leuten hielt.

Der Oberst sah, wie Napoleon nachdenklich auf seinem Pferde saß, und er wagte nicht, ihn aus seinen Gedanken aufzustören.

Da trat der Marschall Soult, der mit dem Gefolge

gekommen und abgestiegen war, an den Oberst heran. „Ist der Weg gefunden?“ fragte er.

„Nein, Herr Marschall.“

„Ist das der Mann, der den Weg kennt?“

Der Oberst bejahte.

„Er muß den Weg zeigen — er muß! Haben Sie mich verstanden!“ herrschte ihn der Marschall an.

„Wir haben alle Mittel angewandt,“ versetzte Verteaux.

„So suchen Sie neue. Der Weg muß gefunden werden. Mit Ihrem Kopfe haften Sie mir dafür.“

Wieder ließ der Oberst drei Soldaten mit ihren Gewehren antreten. Als der Knabe, der bis dahin still vor sich hin weinend am Baum gestanden hatte, die Gewehre auf sich gerichtet sah, brach er in ein gellendes Angstgeschrei aus.

Der Küster richtete sich auf. Sein Blick traf den Knaben. Mit einem qualvollen Stöhnen sank er wieder in sich zusammen.

Der Oberst rüttelte ihn an den Schultern. „Willst du uns nun führen?“ zischte er.

Ein leises Kopfschütteln war die einzige Antwort.

Im nächsten Augenblick krachten die Schüsse, und ihr Knall vermischte sich mit dem letzten furchtbaren Todesschrei des armen Knaben.

Aber unbeweglich blieb Bonapartes gedrungene Gestalt, wie verwachsen mit dem Pferde, das bei dem Lärm nicht gezuckt hatte. Des Kaisers Blick war starr auf die umgebenden Höhen gerichtet, aber er sah weit, weit mehr als nur diese*).

Er sah seine Geschütze von der Höhe des Landgrafenberges Tod und Verderben in die preußischen Reihen

*) Siehe das Titelbild.

schleudern, sah Kospeda, Klosewitz und Lützerode, die im Abglanz der untergehenden Sonne vor ihm lagen, gestürmt, sah Soult mit seinem Korps aus dem Hinterhalt hervorbrechen, sah das Zentrum der feindlichen Stellung bei Vierzehnheiligen durch Neys Hauptansturm durchbrochen — ein leichtes Zucken glitt um seine Lippen — die Schlacht war gewonnen.

Mit einem Ruck riß der Kaiser plötzlich sein Pferd zurück. Er, der größte Realist und zugleich der größte Phantast, den wohl je die Erde getragen, kehrte in die Wirklichkeit zurück. Langsam ritt er weiter, in allen Einzelheiten nochmals den Schlachtplan durchdenkend.

Unter den Bäumen aber hatte Verteaux das Mädchen vor sich führen lassen, ein Kind von sieben Jahren. Verständnislos sah sich die Kleine um. Vor Angst zusammenschauernd, hatte sie wohl die Schüsse und Schreie gehört, aber sie hatte die Stimme des Bruders nicht erkannt, so verändert war der Klang gewesen. Jetzt erblickte sie den Vater, stürzte auf ihn zu, streichelte und küßte ihn.

Der Küster hob sein qualzerrissenes Gesicht auf zu dem Mädchen, das beide Arme um ihn schlang.

„Du bist ja gebunden, Vater — warum? Was wollen die bösen Menschen dir tun?"

Der Vater antwortete nicht; er preßte sich gegen sein Kind, um es ganz fest bei sich zu haben.

„Wo sind Wilhelm und Karl?" fragte die Kleine.

Ein Tränenstrom brach aus des Vaters Augen.

Der Oberst trat heran und faßte das Mädchen rauh am Arm.

Aber das Kind klammerte sich an den Vater und schrie: „Nein, nein, ich gehe nicht weg! Halt mich doch fest, Vater!"

Mit Gewalt mußte man die um den Hals des Vaters

geschlungenen Arme des Kindes lösen. Aber als man es nun fortbringen wollte, erhob es ein gellendes Hilfegeschrei.

„Der Kaiser kommt zurück," flüsterte Gérard dem Oberst zu.

Dieser ließ das Kind los, das sofort wieder zum Vater stürzte, sich auf seine Knie setzte und ihn umschlang.

Der Kaiser kam mit einem Teil seines Gefolges heran. Ein letzter Hoffnungsstrahl erfüllte des Küsters Herz. Er hatte Napoleon erkannt. „Geh, Kind, wirf dich dem Kaiser zu Füßen, bitte ihn um Gnade!" rief er.

Das Mädchen sprang auf und wollte der Reiterschar zueilen; aber die Faust des Obersten packte es. Es wollte um Hilfe schreien, doch eine schwere Hand preßte sich auf seinen Mund, daß nur ein gurgelnder Laut herausdringen konnte. Auf einen Wink des Obersten sprangen ein paar Soldaten heran und stellten sich so, daß der Kaiser das Kind nicht sehen konnte.

Da war der Reitertrupp heran. Der Küster hob die gebundenen Hände nach dem Kaiser und rief: „Gnade — Erbarmen!"

Der Schrei ging in einem Röcheln unter, denn zwei Soldaten hatten sich auf ihn gestürzt.

Aber der Kaiser hielt sein Pferd an. Sein scharfer Blick glitt über den am Boden liegenden Mann, erfaßte die blutigen Gestalten der beiden Knaben und sah jetzt auch das Mädchen, das vergeblich versuchte, sich den Armen der Soldaten zu entwinden.

Marschall Soult trat heran. Er zeigte auf den gefesselten Küster: „Der Mann ist der einzige, Sire, der den Weg durch das Rautal kennt, den mein Korps heute nacht gehen soll."

Der Kaiser schwieg. Totenstille herrschte.

Im Augenblick hatte Napoleon die Tragödie begriffen, die sich hier abspielte. Aber in seinem bronzenen Gesicht zuckte keine Fiber. Noch einmal überflog sein Auge die ganze Gruppe; zitternd fühlte sich jeder einzelne von diesem stahlharten Blick getroffen. Dann, ein leichter Griff in die Zügel — und der Kaiser ritt weiter, hinter ihm sein Gefolge.

Niemand wagte sich zu rühren, bis die Schar den Blicken entschwunden war.

Dann gab der Oberst sich einen Ruck. „An den nächsten Baum mit dem Mädchen!“

Verstört fuhren die Soldaten auf; einen Augenblick fühlte das Kind sich freier, es riß sich los; aber bald war es wieder gepackt und an den Baum gebunden.

„Hilf mir, Vater! Siehst du nicht, Vater — so hilf mir doch!“ schrie das Kind in seiner Todesangst.

Der Oberst trat nochmals an den Küster heran und fragte: „Willst du uns nun führen?“

Kein Wort, keine Bewegung. Der Unglückliche wußte ja, daß ein leises Schütteln des Kopfes genügte, um den entsetzlichen Ruf „Feuer!“ herbeizuführen. Wenn er sich ganz still hielt, dann würde man vielleicht glauben, er wollte es sich überlegen; man würde warten und dann — ja, was dann? Dann geschah vielleicht ein Wunder, das sein Kind rettete, dann —

Immer gellender wurden die Angstrufe des Kindes, und jetzt, plötzlich, wurden sie übertönt von einem so markerschütternden Schrei, daß selbst der Oberst zusammenschrak.

Eine Frauengestalt, mit gelöstem Haar, die Augen wie im Wahnsinn glühend, stürzte, einen Säugling im Arm, in den Kreis der Soldaten. „Haltet sie fest!“ gebot der Oberst. „An den nächsten Baum mit ihr!“

„Ich will —!“ schrie da eine Stimme, die aus dem

Jenseits zu kommen schien. „Ich — will — euch — führen."

„Gott sei Dank!" murmelte Kapitän Gérard.



Und der Küster von Wenigenjena führte in dieser Nacht das Soultsche Korps durch das Rautal hinauf in die Flanken der Preußen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der alte Geistliche hatte geendet, seine Stimme war gegen das Ende leiser geworden, wie erdrückt von innerer Erregung.

Bewegungslos starrte ich auf sein Gesicht, das mit weitgeöffneten Augen dem Fenster zugewandt war.

Hell schimmerten vom nachtdunklen Himmel die Sterne, und als sähe er das grausige Schauspiel dort oben sich nochmals abspielen, schaute der alte Herr hinauf, weltvergessen, wie losgelöst von der Erde.

Unter den Schleiern der Zeit

Geschichtlicher Roman von Woldemar Urban

(Fortsetzung und Schluß) (Nachdruck verboten)

Neunzehntes Kapitel.

Mit einem wahren Taumel der Begeisterung wurde Aina Sahel in Karthago empfangen. Sie ritt im Triumphzug des Himilko auf einem Elefanten einher, der vollständig mit schneeweißen Decken umhüllt war. Seine mächtigen Stoßzähne waren mit schwergoldenen Ketten behangen, die Lenker des Tieres, die auf dessen Hals saßen, waren ebenfalls weiß gekleidet und trugen silberne Stäbe in der Hand, die in der Sonne glitzerten. Eine große Schar Flötenspielerinnen umgab das Riesentier, vor ihm her trug man ein Bild, auf dem dargestellt war, wie Aina Sahel in Akragas auf dem Holzstoß stand und die Flammen, die sie töten sollten, mit beschwörender Gebärde bändigte. Die Legenden über ihren Aufenthalt in Akragas überstiegen alle Grenzen und zeugten von einer staunenswerten Phantasie, so daß man hätte annehmen können, daß sie ganz allein Akragas besiegt und zerstört hätte. Wunderdinge wurden von ihrer Kühnheit und Tapferkeit, mit der sie sich ganz allein in dem feindlichen Akragas befunden, von ihrer Schönheit und Reinheit erzählt, und während ihres Einzuges in die alte Heimat entstanden um ihre Person ein solches Geschrei und ein solcher Lärm, daß er weit über die Stadtgrenzen hinausschallte.

„Das ist sie! Das ist Aina Sahel, die Tochter Himilkos, dort kommt sie — Heil, Heil, Heil, Aina Sahel, Aina Sahel!!“ klang das Geschrei, wo immer ihr Zug sie vorüberführte. Die Leute warfen sich vor ihr auf die Erde, gebärdeten sich wie wahnsinnig und hätten sich in abergläubischer Bewunderung von ihrem

Tier zertreten lassen, weil sie glaubten, dadurch rascher zum ewigen Licht emporzusteigen.

Himilko selbst, all die Trophäen des Sieges, die Tausende der Gefangenen und Sklaven, die Beutekarren, die endlos vom Hafen hinauf in die Stadt rollten, erregten bei dem heißblütigen, wundergläubigen Volk der Karthager nicht solchen Anteil, nicht solche Begeisterung als Aina Sahel, die die meisten von ihnen nie gesehen. Nicht wie ein menschliches Wesen, sondern wie eine Göttin wurde sie empfangen und verehrt.

Das entsprach auch der Absicht Himilkos und geschah nicht ohne sein Zutun. Er fühlte das Bedürfnis, daß die von ihm und seinen Völkern in Akragas und Umgebung begangenen Grausamkeiten durch den Schleier der Befreiung seines Kindes gesehen würden. Die Vaterliebe sollte die rohe Staatsklugheit verdecken, mit der er die schöne Stadt und ihre Einwohner dem Untergang geweiht hatte. In diesem Bestreben beschränkte er sich auch nicht auf den glänzenden Triumphzug, mit dem er Karthago unschätzbare Reichtümer zutrug, er wollte den Augenblick der Begeisterung ausnützen, um Aina Sahel auch für fernerhin zum strahlenden Gestirn am karthagischen Himmel zu erheben.

Aina Sahel saß während des Einzugs auf ihrem Tier so teilnahmlos und unberührt, wie sie es schon immer in der letzten Zeit gewesen. Sie saß auf dem Elefanten unter einem himmelblauen Baldachin und auf einem thronartigen Aufbau, der mit glitzernden Perlen und goldenem Zierat geschmückt war. Ein reiches, purpurfarbenes, mit goldenen Stickereien besetztes faltenreiches Gewand umgab ihre Glieder, Hals und Arme, ebenfalls mit schillerndem Gehänge ver-

ziert, blieben frei, ihre Haare fielen reich und offen über die Schultern herab und wurden über der Stirn von einem goldenen Reif, der fast wie eine Krone aussah, zusammengehalten. Es schien sie wenig zu berühren, ob die Volksmassen in Akragas sie mit ihrem Wutgeheul umbrüllten, sie die Hexe von Karthago nannten und tausendstimmig ihren Tod verlangten, oder ob das Volk von Karthago vor Entzücken über ihre Person außer sich geriet, ihr Blumen auf den Weg streute, sich vor die Füße ihres Elefanten warf und sie in den Himmel erhob.

Was ihr Herz allein bewegte, war Antigonos und sein Geschick. Aina Sahel war eben wie andere Frauen auch und sah die Erscheinungen der Welt im Lichte ihrer Liebe, ihres Herzens. Und seit diese Liebe erloschen war, seit sie an dem Verrat des Antigonos nicht mehr zweifeln durfte, seit er sie selbst dem Scheiterhaufen überantwortet, erloschen ihr auch die Dinge der Welt zu wesenlosen Schatten. Das Geschrei der Massen, das sie in Akragas umtost, und das Geschrei der Massen in Karthago rauschten in gleicher Bedeutungslosigkeit an ihr vorüber. Die Welt war ihr leer.

An den Marmorstufen, die zu ihrem Palast auf der Byrsa hinaufführten, erwartete sie ihre Mutter Aimahara. Sie war zu dieser Zeit Oberpriesterin am Tempel des Baal-Moloch, die höchste Ehrung, die Karthago einer Frau verleihen konnte. Sie besaß das Recht der Begnadigung, wenn an den großen Tagen, wie sie auch jetzt wieder bevorstanden, dem Gott in seinem Tempel die Menschenopfer zugeführt wurden, aber man sagte von ihr, sie mache von diesem Recht nie Gebrauch, und wurde deshalb vom Volk so geehrt, fast wie der Gott „der Liebe und der Rache“ selbst.

„Mein Kind — mein Kind!“ rief Aimahara schluchzend und schloß Aina Sahel in die Arme. Sie küßte sie unzählige Male auf Wangen und Augen, auf Hals und Arme, strich ihr mit der Hand liebkosend über das Gesicht, sah ihr zärtlich in die Augen und küßte sie wieder, als müsse sie in einem Augenblick all die Mutterliebe, all die Angst und Sorge der vielen Jahre zum Ausdruck bringen, in denen ihr das nicht möglich gewesen war.

„Laß mich ruhen, Mutter, bei dir laß mich ruhen,“ erwiderte Aina Sahel und lehnte sich an die Brust ihrer Mutter.

„Mein armes Kind, wie siehst du aus!“ fuhr Aimahara mitleidig fort. „Wer hat dir die Falten in dein Kindergesicht gegraben? Wer gab deinen Augen diesen Leidensblick? Komm! Nichts mehr davon. Komm, Aina Sahel! Du bist bei deiner Mutter.“

Als die Nacht hereinbrach, sah man an allen Ecken und Enden der weit ausgedehnten Stadt große Feuer auflodern, Siegesfeuer, deren helle Flammen zum Himmel hinaufleuchteten, als sollten sie auch den Göttern die Freude und den Sieg ihrer Stadt verkünden. In Wahrheit aber hatten die Karthager eine unbändige Freude an der hellen Flamme; wenn sie prasselte und funkensprühend in den Nachthimmel schlug, tanzten sie in wildem Entzücken um sie herum, sprangen hinein und darüber und jauchzten wie die ausgelassenen Kinder. Die helle Flamme, das Feuer war das Wahrzeichen der Stadt, und ihr erster und oberster Gott, der fürchterliche Baal-Moloch, war auch der Gott des Feuers, das Standbild in seinem Tempel brannte beständig im Inneren, und seine Augen leuchteten im Feuer.

Die Nacht war warm und schön. Ein feiner Duft von Datteln und Feigen wehte aus den Gärten der Umgebung wohlig über die Stadt hin, tropisch hell und glitzernd standen die Sterne am Firmament, die Natur, gütig und überreich, spendete auch hier wie in Akragas ihre Gaben mit südlicher Üppigkeit ohne Ansehen der Menschen.

Am Hafen spielten sich charakteristische Szenen ab. Während große, hellodernde Feuer abenteuerliche Riesenschatten über die ganze Küste warfen, entwickelte sich ein reges Leben. Hunderte von Lastträgern waren unter Aufsicht der Beamten noch immer beschäftigt, die Kriegsbeute aus den Schiffen an Land zu befördern, lange Sklavenzüge, je vier unter einem starken Brett, durch das sie den Kopf stecken mußten, zusammengejocht, wurden ausgeladen und ihren verschiedenen Bestimmungen zugeführt. Diese gehörten nach der Beuteteilung dem Bursas und wurden in dessen Haus gebracht, jene dem Leiquellio oder dem Alhedrin oder anderen, die sich um den Staat verdient gemacht. Noch andere waren Staatseigentum und bestimmt, zugunsten des Staates öffentlich an den Meistbietenden versteigert zu werden. Alles geschah mit möglichst viel Geschrei und Lärm, unter dem sich die aufgeregte Freude der Karthager kundgab.

Unter den Zuschauern dieser nächtlichen Szenen befand sich auch Djedaida, die sich mit ihrer Tochter Daira in ihrer Sänfte nach den großen Schuppen hatte tragen lassen, wo die ausgeladenen Beutestücke, soweit man sie nicht sofort an Ort und Stelle brachte, verstaut wurden.

„Geh, mein Kind,“ sagte Djedaida zu ihrer Tochter, „du kannst besser laufen als ich. Du wirst ihn in dem Gewühl schon finden. Sage ihm, ich müsse ihn un-

bedingt sprechen, er mag zu tun haben, was er will. Und wenn er nicht hierher kommen kann, so will ich zu ihm kommen. Aber ich muß mit ihm sprechen. Du kennst ihn doch?"

„Ich werde doch den Thalil kennen!"

„Er hat nur einen Arm."

„Ja doch — wer kennt ihn denn nicht?"

Damit lief Daira fort und verlor sich im Dunkel in der Menge.

Djedaida mußte eine lange Weile warten, aber sie entwickelte dabei eine große Geduld. Die Nacht war einmal dazu da, um die Geschäfte zu erledigen, für die der Tag zu heiß war. Endlich kam aber Daira doch zurück und winkte ihr hastig. Die Träger nahmen die Sänfte wieder auf und folgten der jungen Frau nach den Schiffen, wo Thalil auf einem Laufbrett stand, das von seinem Schiff nach dem Strand führte.

„Er darf nicht fort," sagte Daira zu ihrer Mutter. „Du mußt zu ihm hingehen, wenn du mit ihm sprechen willst. Er hat strengen Befehl."

Djedaida stieg aus und näherte sich dem früheren Arenakämpfer. „Thalil!" rief sie vom Ufer aus.

„Was gibt's? Was willst du? Komm herüber!" antwortete er.

„Warum werden deine Sklaven nicht auch ausgeladen wie die übrigen?"

„Jetzt werden sie fortgeschafft."

„Wohin?"

„Zu Namassa, in die Megara."

„Ist Antigonos unter ihnen?"

„Nein. Der ist mit Tellias, Helenides, Nenia und etwa zwanzig anderen schon längst in die Keller des Tempels des Baal-Moloch gebracht worden."

„Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl des Leiquellio.“

„Zu den Opfern?“ fragte Djedaida betroffen.

„Ich weiß nicht.“

„Wann sollen die Opferfeste stattfinden?“

„Ich weiß nichts, Djedaida, ich weiß gar nichts. Was gehen mich diese Dinge an? Ich habe die Befehle, die mir gegeben worden sind, ausgeführt. Das ist alles, was ich weiß. Gute Nacht! Geh heim! Ich habe keine Zeit mehr zum Schwatzen.“

Djedaida hatte bisher immer noch daran gezweifelt, daß Himilko wirklich den Tod des Fürsten Antigonos wünsche. Jetzt konnte sie das nicht mehr. Wenn er bereits in den Tempel des Baal-Moloch gebracht worden war, so war sein Tod beschlossen, und zwar sein Opfertod im Tempel selbst, wo dem Herkommen gemäß die Feinde des Vaterlands in dem Standbild des Gottes verbrannt wurden. Das geschah öffentlich, während Tausende von leidenschaftlich bewegten, fanatischen und blutgierigen Gläubigen zusahen, daß auch alles dem Ritus gemäß vor sich ging. Wenn also nicht in letzter Stunde vor dem Opferfest etwas geschah, was das Schicksal des Antigonos änderte, so war er unrettbar verloren. Was wurde dann aus Aina Sahel?

Das war's, was Djedaida bekümmerte, was sie mitten in der Nacht bewog, sich in das Volksgewühl am Hafen zu begeben. Daß die Krankheit Aina Sahels mit Antigonos zusammenhing, das ahnte sie längst. Sie kannte doch ihr Kind, mehr ihr Kind als das Aimaharas. Sie hatte es ernährt, sie hatte es erzogen, gepflegt, beschützt mit Gefahr ihres Lebens. Sollte sie jetzt untätig zusehen, wie es unter den barbarischen Sitten ihres eigenen Landes zugrunde ging? Was aber konnte geschehen, um das Äußerste zu verhüten? Hier war mit List und Trug nichts zu machen. Auf

das Verbrechen, dem Baal-Moloch ein Opfer zu entziehen, war der Tod gesetzt. Djedaida fürchtete ja auch das nicht, aber das Vorhaben war unmöglich auszuführen. Und wenn seine Ausführung auch möglich gewesen wäre, wem zuliebe führte sie es aus? Wünschte Aina Sahel es?

Djedaida war eine kluge, gewitzigte alte Frau und sagte sich, die beste Kur für ein junges Mädchen ist eine Heirat, ist ein Mann. Es mußte nur der richtige sein. Diese Idee war die Lenkerin ihrer Gedanken, ihrer Wünsche und ihrer Handlungen.

Sie wohnte natürlich mit ihrer Herrin zusammen in deren Palast auf der Byrsa, wo auch Aimahara ihren Wohnsitz hatte, und wenn sie auch nicht mehr täglich und stündlich ihren Obliegenheiten bei ihr nachzukommen hatte — wozu wären denn die Hunderte von Sklavinnen und Dienerinnen, die jetzt um Aina Sahel beschäftigt waren, dagewesen? — so konnte sie doch jederzeit zu ihr gelangen.

Diese Gelegenheit nahm sie schon am nächsten Morgen wahr. Aina Sahel lag auf einem Altan, der hoch über den Festungsmauern hinausgebaut war und eine prachtvolle Rundsicht über die Stadt und das Meer bot. Jasmin und Rosen wucherten über die weißen Steine der Balustrade hin, Dienerinnen liefen ab und zu, um ihre Herrin zu unterhalten.

„Geht!“ sagte Djedaida zu den Mädchen, worauf diese verschwanden und sie mit Aina Sahel allein blieb.

„Bist du es wirklich, Djedaida? Ich hätte dich wahrhaftig nicht wieder erkannt in deiner neuen Pracht,“ sagte Aina Sahel lächelnd.

Djedaida sah mit einem raschen Blick, daß ihre Herrin außergewöhnlich gut aufgelegt war, und mochte

das für eine günstige Gelegenheit ansehen. Bisher war es Aina Sahel nie eingefallen, sich um die Kleidung ihrer Amme zu kümmern, aber diese ging auf die Bemerkung sofort ein, rückte ihren mächtigen Turban zurecht und sagte: „Ich habe fast keine Haare mehr, Herrin, und muß sehen, wie ich mich vor der Sonne schütze. Karthago ist heiß, und wenn die glühende Sonne ihre brennenden Strahlen auf einen alten, kahlen Schädel wirft, so ist das beinahe so gefährlich, wie — wie wenn jemand in den Kellern des Tempels des Baal-Moloch liegt."

Zögernd, lauernd fügte Djedaida die letzten Worte hinzu.

Aina Sahel sah sie sofort scharf an. Sie kannte die Alte wohl und wußte, daß sie nichts umsonst so eigentümlich betonte.

„Was willst du sagen? Du hast mir etwas zu sagen, Djedaida," erwiderte sie rasch und tiefernst. Die ganze Heiterkeit war aus ihrem Gesicht verschwunden. „Ich sehe es dir an, daß du etwas auf dem Herzen hast. Sprich also. Was willst du?"

„Für Leute, denen ihr Todestag schon bestimmt ist, und die nur noch ein paar Tage zu leben haben," fuhr Djedaida, aufmerksam ihre Herrin beobachtend, fort, „kommt es natürlich auf eine Erkältung in den Kellern nicht an. Die vertreibt man ihnen ja im Tempel des Baal-Moloch gründlich, aber —"

Aina Sahel sah sie mit eigentümlich starren Augen an. „Ich will keine dunklen Reden, Djedaida," sagte sie scharf, als Djedaida stockte. „Also heraus damit! Was hast du mir zu sagen?"

„Herrin, errege dich nicht!" bat Djedaida. „Es gibt Tatsachen und Wahrheiten, die der Mensch wissen muß, die er dulden muß. Wir alle sterben ja früher

oder später. Müssen wir uns deshalb vor unserer Zeit ängstigen?"

„Du quälst mich mehr, als du denkst. Wer ist in den Kellern des Tempels? Ich will es wissen."

„Antigonos!" antwortete Djedaida leise. Dann, als sie sah, daß Aina Sahel wie erstarrt vor sich hin sah und, als ob sie große Schmerzen habe, die Hände auf die Brust legte, fuhr sie rasch fort: „Es gibt für alles ein Mittel in dieser Welt, warum nicht für das? Du weißt nicht, daß du zur Hohenpriesterin am Tempel des Baal-Moloch ernannt werden sollst?"

„Ich?"

„Dein Vater will es, und das Sinedrio wird ihm seinen Willen tun. Du hast also alles in der Hand. Als Oberpriesterin an Stelle deiner Mutter kannst du begnadigen, wen du willst. Verstehst du mich nicht? Auch Antigonos."

„Ich?" fragte Aina Sahel nochmals und sah noch immer wie geistesabwesend starr vor sich hin.

„Du, die Fürstin Aina Sahel, die Tochter Himilkos, die Oberpriesterin am Tempel des Baal-Moloch! Was brauchst du dich darum zu kümmern, was andere sagen, wenn du das oder jenes tust? Die Zeit heilt alles, Fürstin. Warum sich ihr nicht anvertrauen? Nicht diese starre, verzweifelte Miene! Die Zeit reift jedes Glück!"

Es entstand eine kleine Pause. Ob Himilko schon zu dieser Zeit daran gedacht hatte, seine Tochter an Stelle Aimaharas zur Oberpriesterin am Tempel des Baal-Moloch ernennen zu lassen, wußte Djedaida ebensowenig wie ihre Herrin, aber sie glaubte, auf diese Weise einen Ausweg aus der fürchterlichen Lage gefunden zu haben, der alle befriedigen und alles zu einem guten Ende führen konnte. Sie war zufrieden

mit ihrer Idee, sie war stolz darauf und zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie sich würde verwirklichen lassen. Nur war sie betroffen, daß Aina Sahel nicht sofort mit beiden Händen zugriff und glücklich darüber war. Sie betrachtete sie aufmerksam. So sah das Glück nicht aus. Sie machte einen leidenden Eindruck, als ob sie Schmerzen empfinde.

„Du kannst tun, was du willst, Aina Sahel," fuhr sie endlich zuredend fort. „Du kannst begnadigen, du kannst verdammen — wie du willst. Du bist niemandem Rechenschaft schuldig. Keiner, der ein Menschenantlitz trägt, darf sie von dir fordern."

„Oh, ihr ewigen Götter!" rief Aina Sahel tief aufseufzend aus und schlug die Hände zusammen.

Dann wurde es auf dem Altan wieder still. Nur der leise Meerwind, der wohlig über die Stadt hinfuhr, spielte in den Rankrosen und dem Jasmingesträuch lockend und ermutigend.

Plötzlich erhob sich Aina Sahel, entschlossen und sogar mit einer gewissen Kraft, die ihr gewiß große Anstrengung kostete. „Komm!" sagte sie zu Djedaida und schritt vom Altan herab in das Haus.

Der Palast Aina Sahels auf der Byrsa war ein weitläufiges Gebäude, dessen Entstehung verschiedenen Zeiten angehörte. Die Vorfahren Himilkos hatten fast alle daran gebaut, geändert, erneuert, wie es ihnen Zeit und Zweck wünschenswert erscheinen ließen. Infolgedessen machte er keinen einheitlichen Eindruck und war auch nicht in allen seinen Teilen architektonisch gleichartig. Der schönste Teil war aber jedenfalls der, den Aina Sahel jetzt mit Djedaida durchschritt. Schon die hohe Lage bot eine so wunderbare Aussicht und erquickende frische Luft, daß es eine Lust war, hier zu wohnen, und so war auch hier die größte Kunst auf-

gewendet, die Wohnräume entsprechend zu gestalten. Der märchenhaft schöne Sternensaal, der sich gleich hinter dem Altan befand, war ein Wunder orientalischer Baukunst. Eine gewölbte Decke, die tropfsteinartig lauter kleine Vorsprünge zeigte, im tiefsten Himmelsblau gehalten, mit goldig glitzernden Sternchen übersät, ruhte auf weißen Marmorsäulen, die mit unendlich feinen und zierlichen Gravierarbeiten versehen waren. Wenn nun das Licht, wie das in dieser Höhe und bei der reichverschnörkelten Bauart der Fenster natürlich war, von unten nach oben fiel, so erschien die Decke wie ein Himmelsgewölbe im kleinen.

Rasch durchschritt Aina Sahel den Sternensaal, darauf eine kleine Galerie, die, ebenfalls auf zierlich gearbeiteten Marmorsäulchen ruhend, an einem der inneren Höfe hinlief, und ging dann eine breite, prächtige Marmortreppe hinab. Durch eine weite, oben offene Halle gelangte sie in die Wohnräume ihrer Mutter.

Aimahara lag, von einer Schar Dienerinnen umgeben, auf einem hoch aufgerichteten Polster und war mit ihrer Toilette beschäftigt. Als Aina Sahel eintrat, zogen sich aber die Mädchen auf einen Wink ihrer Herrin zurück, so daß Mutter und Tochter mit Djedaida allein blieben. Auch diese letztere stand dicht am Eingang und erwartete wohl auch einen Wink ihrer Herrin, um sich zurückzuziehen.

„Aina Sahel," begann Aimahara herzlich, ihrer Tochter die Hände zum Gruße entgegenstreckend, „du Liebling der Götter! Was stört deine Ruhe so frühe?"

Aina Sahel küßte ihrer Mutter die Hände und die Stirn, sagte aber nichts.

„Weshalb so ernst, mein Kind?" fuhr ihre Mutter etwas erstaunt fort. „Warum so traurig? Jetzt ist

die Zeit der Feste und der Siege, und ich hätte eher alles andere erwartet, als mein Kind mit diesem düsteren Blick zu sehen. Die Not ist vorüber! Freue dich doch! Was soll geschehen, damit sich deine Tage aufheitern?"

Jetzt winkte Aina Sahel der alten Djedaida, worauf auch diese verschwand. Mutter und Tochter waren allein.

„So feierlich?" fuhr Aimahara wieder fort. „Was hast du denn, Kind? Was führt dich zu mir?"

„Eine Frage, Mutter," antwortete Aina Sahel.

„So frage!" erwiderte ihre Mutter gespannt.

„Was hat der verdient, Mutter, der die Liebe tötet?"

„Aber, Kind, bedenke dich wohl," erwiderte ihre Mutter. „Du nennst das größte Verbrechen, das die Erde kennt. Wer die Liebe im Menschen tötet, entreißt ihm das, was ihn zum Menschen macht, woraus er allein auf Glück und Seligkeit in dieser Jammerwelt hoffen darf. Es ist schlimmer als der schrecklichste Mord, denn er tötet den besseren Teil des Menschen und läßt den schlechteren leben. Besinne dich, Aina Sahel, denn was hat mein Kind mit solchen Dingen zu tun?"

„Antworte mir, Mutter! Wer soll mir antworten, wenn nicht du? Was hat der verdient, der die Liebe tötet?"

„Den Tod, Kind — hundertfältigen Tod."

„Mutter — —!"

Aimahara sprang rasch auf und stützte ihre Tochter, die umzusinken drohte. „Was ist dir nur, Kind?"

„Gibt es keine Verzeihung, keine Gnade, Mutter?"

„Wer verzeiht, liebt, mein Kind, also sein Herz ist noch nicht tot, seine Liebe nicht gemordet. Du aber

fragtest: ‚Was hat der verdient, der die Liebe im Menschen tötet?‘“

„Es ist gut,“ hauchte Aina Sahel schwach. „Ich danke dir, Mutter. Rufe Djedaida.“

Aimahara schlug an das Metallbecken, worauf die Dienerinnen und auch Djedaida zurückkamen.

„Führe mich fort, Djedaida,“ sagte Aina Sahel und ging mit ihrer Amme wieder nach dem Altan zurück, von dem sie gekommen waren. Hier legte sie sich in die Kissen und ließ nachdenkend ihre Blicke über die Stadt und über das blaue Meer schweifen. Kein Wort fiel. Stundenlang lag sie so da und sah dem Spiel des Windes zu, der über die Rankrosen und über das Jasmingesträuch fuhr. An was dachte sie? Dachte sie an die blauen Nächte von Akragas, wo sie mit Antigonos im Liebesgetändel auf der Terrasse war, auf ihrer Flöte gespielt hatte und sich von seinen Liebesschwüren berauschen ließ? Oder dachte sie an die Nacht, wo sie im Sklavenkittel im Speisesaal des Antigonos vor Trunkenbolden und wüsten Schlemmern zu spielen gezwungen worden war, an die Schläge, die sie von den Dienern Helenas erduldet? An Syrtin und die Mordnacht, in der sie — halb wahnsinnig — das Gift in das Bad Helenas gegossen? War ihre Liebe tot? Wirklich tot?

Djedaida hatte ihr erzählt, daß Fürst Antigonos mit Tränen im Auge gebeten habe, daß er sie noch einmal sehen dürfe. Und sie hatte es verweigert. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen seit dem Tage, an dem sie abgeführt worden war, um vor den Areopag gestellt zu werden, seitdem er in ihr den Gedanken erzeugt, er wolle mit ihr sterben. Der Gedanke hatte sie beseligt, und die Enttäuschung, die darauf folgte, war ihr das Bitterste ihres ganzen

Lebens gewesen und — sie hatte ihn nicht mehr sehen wollen.

Jetzt wollte sie ihn wiedersehen, noch einmal — im Tempel des Baal-Moloch.

* * *

In den nächsten Tagen war der Name Aina Sahel in Karthago auf allen Lippen. Das Sinedrio*) hatte ihre Wahl zur Oberpriesterin am Tempel des Baal-Moloch bekanntgegeben. Es war dem Antrag Himilkos um so lieber nachgekommen, als die glänzende Erscheinung Aina Sahels in der zum Wunderglauben sehr geneigten Bevölkerung offenbar eine große Wirkung ausgeübt hatte und davon für die bevorstehenden Opferfeste eine erhöhte Bedeutung, ein größerer Glanz zu erhoffen war. Die Begeisterung für Aina Sahel war nun einmal im Volk vorhanden, und Himilko war nicht der Mann, der solche Gelegenheiten versäumte.

Ob in seinen Entschlüssen eine Rücksicht auf Antigonos mitgesprochen, war nicht ohne weiteres sicher.

*) Das Sinedrio oder Sinedrium war die eigentliche Regierung von Karthago, eine Art Senat, die aber nicht vom Volk, sondern von den Reichen und Vornehmen des Landes gewählt wurde, und in die auch nur die Reichen und Vornehmen gelangten. Bekanntlich war das Sinedrio nicht immer so willfährig wie zu Zeiten Himilkos. Als Hannibal nach seinem berühmten Zug über die Alpen zum Schrecken der Römer vor den Toren ihrer Stadt erschien, waren sein Heer und seine Hilfsmittel durch den tollkühnen Zug so zusammengeschmolzen, daß er vom Sinedrio in Karthago Nachschub an Mannschaften und Geld verlangen mußte, um den Feldzug zum guten Ende zu führen. Das Sinedrio aber schickte nichts, und Hannibal ging in Italien elend zugrunde. Das führte dann zu den furchtbaren Kriegen Roms gegen Karthago, in denen letzteres schließlich unterlag.

Wohl war ja Himilko durch Djedaida über das Verhältnis Aina Sahels zum Fürsten Antigonos unterrichtet worden, aber daß ihm das Verhältnis erwünscht gewesen wäre, oder daß er ihm auch nur eine Fortsetzung zugebilligt hätte, konnte niemand sagen. Er verstand Aina Sahel in dieser Hinsicht offenbar nicht. Wie konnte sie einen gestürzten Fürsten, der so elend und erbärmlich an ihr gehandelt, der sie erniedrigt, gequält und zum Tode verurteilt hatte, noch lieben? Wie konnte ihr der nunmehrige Sklave noch irgend etwas sein?

Gleichwohl erschien ihm der Ausweg, den Djedaida vorschlug, und auf den sie fast stolz war, angenehm. Mochte Aina Sahel selbst entscheiden, was mit Antigonos werden sollte. Auf diese Weise liefen andere wenigstens nicht Gefahr, eine Entscheidung treffen zu müssen, die vielleicht doch für Aina Sahel nachteilige Folgen hatte. Vorläufig war er mit der Wahl seiner Tochter zur Oberpriesterin des Baal-Moloch sehr zufrieden und glaubte gut getan zu haben. Das Volk war ihm sehr günstig gesinnt, die Vorbereitungen zu den Opferfesten wurden ungewöhnlich großartig betrieben, die Erwartung war ungeheuer.

Unter diesen Umständen glaubte er alles vom Sinedrio und vom Volke verlangen und erhalten zu können, was seinem Ehrgeiz nicht wenig schmeichelte.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Tempel des Baal-Moloch war das größte und angesehenste Heiligtum von Karthago. Es war ein altersgraues, finsteres Gebäude mit weitläufigen unterirdischen Gängen und Kellern, das aus der fernsten, sagenhaften Vorzeit der Stadt stammte

und in deren niederem Teil, in der Megara, stand. Es ragte mit seinen fensterlosen gewaltigen Mauern wie ein Riese aus den Häusern seiner Umgebung hervor, gekrönt von einer ungeheuren Kuppel, die sich über dem ebenfalls in größtem Maßstabe ausgeführten Standbild des Gottes öffnete. Durch diese Öffnung erhielt der unübersehbare Innenraum des Tempels ein geheimnisvolles, verschwommenes Licht, das eigentlich nur in der näheren Umgebung des Standbildes wirksam war, während es den übrigen Raum, wo sich die Gläubigen versammelten — er faßte mehr als zwanzigtausend Menschen — in einem unbestimmten Halbdunkel ließ, das sich nur bei großen Feierlichkeiten und Opferfesten durch die Flammen erhellte, die aus dem Standbild des Gottes herausleuchteten und besonders durch seine Augenhöhlen glühten.

Diese Eindrücke wurden dadurch noch furchtbarer und grauenhafter, daß der Gottesdienst sich nur in der Nacht abspielte, wo die düsteren Gluten, die aus dem Standbild des Gottes herausstrahlten, ihren ungewissen Flackerschein über das wogende Meer der Gläubigen streuten, die in wilder Aufregung mit fanatischem Geschrei, das sich dumpf rollend an dem hohen Gewölbe der Decke brach, den heiligen Handlungen, den Menschenopfern, beiwohnten.

Während die Mauern des Tempels innen und außen ein stumpfes, farbloses Dunkel darboten, strahlten die mächtigen Rippen des Deckengewölbes in einem kupferroten Glanz, wenn die Feuer der Gottesstatue von ihnen widerstrahlten. Vom Hauptraum des Tempels, vom Schiff aus, führten einunddreißig Stufen zu einer Art Apsis hinauf, in deren Mitte das Gottesbild errichtet war, ein plump und massig gearbeitetes Kolossalbild, das nur die äußeren

Umrisse eines Menschen zeigte und innen aus großen, grauen Granitquadern bestand. Der Gott saß mit untergeschlagenen Beinen, aber sein Kopf, in dem wohl gut zwanzig Menschen bequem Platz hatten, ragte gleichwohl hoch hinauf in die Kuppel. Rings um die Bildsäule führten steinerne Galerien für die Priester und Schergen, deren Zahl in die Hunderte ging. Sie trugen weiße und rote Talare mit hohen Hauben, die den Kopf vollständig verbargen und nur zwei Augenlöcher hatten. Wenn sie im flackernden Flammenschein um die Bildsäule herumgingen und die Opfer von einer Empore herab, die fast bis an jene heranreichte, in die Flammen stürzten, mochten sie wohl aussehen wie Gespenster oder Geister der Unterwelt.

Zu keiner Zeit waren die Opferfeste mit größerer Spannung und Aufregung in Karthago erwartet worden als nach dem Sieg über Akragas. Als Aina Sahel zum ersten Male als Oberpriesterin mit großem Gefolge den Tempel betrat, war dieser bis auf den letzten Platz gefüllt. Man drängte und stieß sich in dem weiten, nur von Zeit zu Zeit flackernd erhellten Raum, und das laute Beten und Beschwören des Gottes um ferneren Schutz der Stadt, das aus den Galerien der Priester und aus dem Schiff der Kirche von der vieltausendköpfigen Menge ertönte, brach sich an dem hohen unheimlichen Deckengewölbe wie ein dumpfes Rollen, nicht unähnlich der Meeresbrandung.

Auf der erhöhten Apsis aber, vor der Bildsäule des Gottes, auf einer alles überragenden Tribüne, die den mit einem Baldachin überdeckten Thron trug, nahm Aina Sahel Platz. Sie war in eine Wolke von schweren, im Feuerschein glitzernden Brokatstoffen eingehüllt. Ihr Haupt war geschmückt mit einem eigentümlichen,

durch eine Unmenge weithin leuchtender Edelsteine verzierten Zweispitz, der etwa aussah wie ein Halbmond, dessen Hörner rechts und links in die Höhe ragten, und dessen weiße Seidenbänder, mit wunderlichen Stickereien versehen, weit über ihre dunkle Kleidung herabfielen. In der Hand hielt sie einen weißen Stab, mit dem sie die vor sie gebrachten Opfer dem Gotte weihte. Ohne diese Berührung mit dem Stab war das Opfer nicht geweiht und durfte auch nicht dargebracht werden. Das war ihr Begnadigungsrecht, von dem aber seit undenklichen Zeiten kein Gebrauch gemacht worden war.

Sie saß auf ihrem Thron ganz allein, mit dem Rücken gegen das Standbild des Gottes gewendet, das ihren Sitz überragte, mit dem Gesicht gegen das Schiff des Tempels, so daß das Volk alle ihre Bewegungen sehen konnte und von ihrer hehren und erhabenen Erscheinung, die mit allen Mitteln der Farben- und Lichtwirkungen versehen war, den Eindruck erhalten mußte, als sei sie selbst eine Göttin, eine Herrin über Leben und Tod ihrer Mitmenschen.

Etwas unterhalb ihres Thrones saßen auf Steinbänken Himilko und Aimahara, dann Bursas, Alhedrin, Leiquellio, Namassa und die Edeln der Stadt und des Landes, die Mitglieder des Sinedrio und die hauptsächlichsten Befehlshaber der Flotte und des Heeres, eine große, prachtstrotzende Versammlung.

Das Feuer prasselte und knisterte in der Bildsäule des Gottes, die Funken lohten aus ihr hinaus durch die Kuppelöffnung in die Nacht und verkündeten all den Tausenden vor dem Tempel, die keinen Platz darin gefunden, daß die Opfer begannen.

Da öffnete sich am Fuße der einunddreißigstufigen Treppe, die zum Sitz Aina Sahels hinaufführte, eine

kleine, kaum sichtbare Pforte, aus der, von zwei Schergen geführt oder vielmehr geschleift, eine schlotternde, vollständig gebrochene Gestalt trat. Ihr Kopf hing schwer zwischen den Schultern, ihre Glieder waren mit einem grauen Mantel bedeckt und zitterten vor Kälte oder Hunger, denn sie kam geradeswegs aus den unterirdischen Kellern des Tempels.

Das war der frühere Oberpriester am Zeustempel zu Akragas, der ehrwürdige Tellias, oder vielmehr das, was von ihm übriggeblieben war. Die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, halb ohnmächtig schleppte man ihn die Treppe hinauf und legte ihn vor den Thron Aina Sahels nieder. Wußte Tellias, vor wem er stand? Erkannte er in der mit aller Würde und allem Aufwand menschlicher Erfindung geschmückten Halbgöttin die — Hexe von Karthago, die er mit seiner damaligen Zähigkeit und Energie verfolgt bis zum Tode?

In unnahbarer Einsamkeit und Würde saß Aina Sahel auf ihrem Platz, den Kopf mit dem glitzernden Diadem hoch aufrichtend, die Augen halb geschlossen. Mit atemloser Spannung hingen alle Blicke an ihr.

Da berührte sie die vor ihr liegende Gestalt feierlich mit ihrem Stabe, und im selben Augenblick brach ein ungeheurer Tumult los. Lautes Geschrei dröhnte durch den Tempel: „Aina Sahel! Aina Sahel, Heil! Heil, Aina Sahel!" schrie die Menge, während sich die Priester der Gestalt des alten Tellias bemächtigten, sie hinauftrugen zur Empore und von dort in die Flammen stießen, die fauchend und qualmend aus dem Inneren der Bildsäule des Baal-Moloch hervorbrachen.

Die Funken sprühten hoch auf, schlugen in die

Kuppel und in die Nacht hinaus, das wilde Geschrei pflanzte sich fort bis vor den Tempel.

Ein Opfer nach dem anderen ging denselben Weg, eine lange Reihe. Die Aufregung, der Lärm im Tempel wurde immer wilder, die fanatische Leidenschaftlichkeit des Volkes wuchs, der Wahnsinn beherrschte die Menge mehr und mehr.

Auch Nenia mußte den Weg gehen, der sie vor den Thron Aina Sahels brachte. Sie weinte und schrie, beschwor Aina Sahel bei ihrer ewigen Freundschaft und Liebe um Gnade oder doch Aufschub — ein Jahr noch, bettelte sie, einen Monat, einen Tag — eine Stunde!

Ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, berührte sie Aina Sahel mit ihrem Stabe und — die Funken lohten und sprühten in den Nachthimmel hinauf. Das Volk jauchzte.

Zuletzt kam Antigonos. Das war wohl kein Zufall, sondern eine Anordnung. Vielleicht glaubte man, das Volk würde in seiner Raserei und in seinem Opferwahnsinn gesättigt sein, würde nach einer so langen Reihe auf den einzelnen nicht mehr achten oder von Dunst und Aufregung des Schauens ermüdet sein.

Man hatte sich aber darin getäuscht. Gerade Antigonos erregte eine unheimliche Spannung. Es lag über der Szene wie ein Alp, Furcht und Grauen, Erwartung eines Unglücks, eines nie dagewesenen Gräßlichen lag auf den Gesichtern.

Himilko war von seinem Sitz aufgestanden, auch Bursas, Alhedrin und andere, die von den Beziehungen Aina Sahels zum Fürsten Antigonos wußten, drängten näher an ihren Thron heran. Am nächsten stand Djedaida, obgleich sie nicht dahin gehörte. Aber eine unwiderstehliche Gewalt hatte sie gepackt und sie durch

das Gedränge zu dem Thron Aina Sahels geführt. Sie wollte und mußte bei ihrem Kinde sein, wenn sich ein Unglück ereignen, eine Gefahr auftauchen sollte. Ihre größte Furcht war wohl das aufgeregte, wahnwitzige Volk, von dem im Fall einer unerwarteten Begnadigung alles zu erwarten oder zu befürchten stand.

Nichts von alledem sollte sich ereignen. Ein Höherer richtete hier.

Wie alle übrigen schritt auch Antigonos mit auf den Rücken gebundenen Händen die Treppe hinauf, aber doch kräftigen, männlichen Schrittes. Die beiden Schergen, die ihn begleiteten und bewachten, hielten den Strick, mit dem er gebunden war, fest in der Hand, brauchten ihn aber beim Hinaufsteigen nicht zu stützen. Im Gegenteil — je höher sie stiegen, desto rascher lief Antigonos die Stufen hinauf, den Blick fest und unverwandt wie auf ein Wunder auf Aina Sahel richtend. Was hoffte er? Was fürchtete er?

Er dachte an gar nichts, während er die letzten Stufen der Treppe hinaufstürmte, er hoffte nichts, er fürchtete nichts, er sah nur Aina Sahel, wie sie da vor ihm thronte wie eine Königin, wie eine Göttin. Sein heißester Wunsch, sie noch einmal zu sehen, war erfüllt.

„Aina Sahel!“ stieß er wie besinnungslos vor Erregung hervor und warf sich zu ihren Füßen nieder.

Ein leises Zittern flog über die ernsten Züge Aina Sahels. Sie machte eine schwache Bewegung mit der Hand, in der sie ihren weißen Stab hielt, aber — ob sie zu schwach war, oder ob sie aus einem anderen Grunde zögerte — sie ließ die Hand wieder auf ihren Schoß zurückfallen. Ihr Atem ging heftig und stoßweise.

Djedaida trat noch näher, auch Bursas machte einige Schritte. Eine erwartungsvolle Stille in der unmittelbaren Umgebung Aina Sahels trat ein, nur aus dem Schiff des Tempels klang es wild herauf und brach sich an den Wölbungen der Decke wie fernes Rollen und Donnern der Meeresbrandung.

„Aina Sahel," fuhr Antigonos mit bebender Stimme fort, „noch einmal laß mich zu dir aufschauen in dein Auge, das mir sonst so süß geblickt, noch einmal laß mich deine Stimme hören, die mich sonst so hoch entzückt, die meine Seele beflügelt und die Keime zum Guten in mir pflanzte! Wäre sie mir nie verklungen, oder könnte ich sie noch einmal hören, noch einmal das Rauschen deiner Seele vernehmen, das mir die wüste Welt übertönt! Laß mich noch einmal glücklich sein wie damals in den blauen Nächten von Akragas — — Aina Sahel! Denkst du noch daran?"

„Ich denke daran, Fürst Antigonos," kam es von ihren Lippen.

„Wie waren wir glücklich, Aina Sahel!" fuhr er fort. „Und wenn es auch nur ein Traum war, den die rauhe Welt so herb zerstört. Nie hätte ich mich von dir getrennt, nie den Traum des Glücks, der uns umfing, zerrissen, wenn ich nicht eine neue, schönere Zeit heraufzuführen, der Welt zu nützen, die Welt zu verbessern —"

„Wer die Welt verbessern will, Fürst Antigonos, muß bei sich selbst anfangen," klang es wieder wie weltentrückt von dem Thron herab.

„Ich kenne meine Fehler und weiß, daß ich mich auf einem falschen Weg verloren habe, verblendet von der Welt und ihrem gleisnerischen Schimmer. Doch du wirst mich wieder auf den richtigen Pfad stellen. Hast du vergessen, Aina Sahel, was du mir warst?

Aina Sahel, von allem, was die Welt mir bot, warst du mein einziges Glück!"

„Und das hast du mit eigener Hand zerstört, Fürst Antigonos."

„Meine einzige Liebe —"

„Die du selbst getötet. Darum stirb, Fürst Antigonos!"

Ruhig und gemessen, aber auch fest und unbeugsam wie das Weltgericht klangen die Worte, die Aina Sahel sprach. Aber die innere Aufregung, die furchtbare Erschütterung, die sie durchlebte, machte sich doch auch äußerlich bemerkbar. Der weiße Stab, mit dem sie Antigonos bei diesen Worten berührte, zitterte in ihrer Hand und fiel gleich darauf klirrend zu Boden.

„Aina Sahel!" schrie Antigonos noch einmal verzweifelt auf.

Dann faßten ihn die Priester und schleppten ihn hinauf auf die Empore. Heftig atmend, die Hand auf das Herz gepreßt, den Kopf leicht nach vorn neigend, wie lauschend, saß Aina Sahel auf ihrem Thron. Sie hörte die sich entfernenden Tritte — sie wußte, was nun geschah. Sie fühlte es, als ob es ihr selbst geschähe. Sie stöhnte vor Schmerz. Jetzt waren sie oben, jetzt stießen sie ihn hinab in die Gluten, wild loderten die Funken herauf, prasselten die Flammen.

Da klang ein lauter Schrei durch den Tempel, ein Schrei des Schreckens vor der Welt, wie wenn eine Seele zurückbebt vor den Greueln der Zeit — und Aina Sahel fiel wie leblos von ihrem Thron herab. Der Halbmond glitt von ihrem Haupte, die Hände hingen schlaff an ihr herunter, der Kopf sank zur Seite wie müde, wie übersatt ihrer Zeit und ihres Lebens.

Schreck und Entsetzen packten ihre nächste Umgebung. Djedaida stürzte herzu, um ihrer Herrin zu helfen, Bursas kam, Himilko, Aimahara, eine ganze Wolke in Pracht und Glanz strotzender Menschen umstanden in höchster Bestürzung den Thron Aina Sahels.

Ein wildes Geschrei aus vielen tausend Kehlen erhob sich aus dem Tempel bis zu ihrer Höhe hinauf — vergebens! Kein Rufen und Schreien brachte die gequälte Seele Aina Sahels in die harte Welt zurück.

* * *

Leise und lautlos nach Geisterweise warf die Zeit, die allmächtige, ihre Schleier über die geschehenen Dinge, entrückte sie unmerklich dem Auge der Menschen, um sie ihrer Seele näher zu bringen. Auf der Byrsa, nicht weit von dem prächtigen Palast Aina Sahels, erhob sich auf Veranlassung ihres Vaters ein kleiner Rundtempel, der auf neun zierlichen Marmorsäulen eine herrliche Kuppel trug, die in ihrer inneren Wölbung den gestirnten Himmel zeigte. Darunter eine Büste Aina Sahels auf hohem Sockel, die sie darstellte, wie sie in ihrer Jugend gewesen, mit den süßen, weichen Kinderzügen und den herrlichen, großen, vertrauenden Augen.

Himilko hatte diesen Tempel zunächst wohl nur zum Andenken an sein Kind errichtet, das ihm so jäh entrissen und zu den Göttern aufgestiegen war, aber im Laufe der Zeiten, die Schleier auf Schleier über diese Geschehnisse warfen, bemächtigte sich die Volksseele dieses Tempels, dieses Wunders der Welt, das die Tatsachen der Weltgeschichte wie ein ewiger Geist umweht. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern lebt dieser Geist, diese unstillbare Sehnsucht nach Vervoll-

kommunung des Lebens, dieses Träumen des Glücks. Und je barbarischer die Sitten, je roher die Welt, desto heftiger wird diese Sehnsucht sein, desto ernster und heiliger werden diese Träume geträumt.

Generation auf Generation zog an diesem Rundtempel Aina Sahels vorüber. Sagen und Legenden bildeten sich, und allmählich verkörperte sich in Aina Sahel die Sehnsucht nach Vervollkommnung des Lebens und der Traum des Glücks. Sie, die eine bessere Welt mit der Seele gesucht und geschaut, die den Traum des Glücks gelebt in ihrem Inneren, die Liebe so schön und rein erfaßt — sie wurde im Laufe der Jahrhunderte zur Göttin der Liebe, hatte ihre Priesterinnen und ihren Tempeldienst. Besonders die Jugend, die von der Allgewalt der Liebe, diesem Götterfunken im Leben der Menschen, erfüllt ist, wallfahrtete hinauf nach der Byrsa, brachte ihre Gebete und Opfer dar, damit sie von der harten, rauhen Welt erlöst, den Traum des Glücks leben möchte, und Aina Sahel hieß ihr einziges Heil, ihre Sehnsucht, ihr Traum.

Aber die Schleier der Zeit wurden immer dichter und dichter, die Züge des Altertums immer dunkler und unkenntlicher, und wenn heute, nach mehr als zwei Jahrtausenden, der Fuß des Forschers durch den Wüstensand schreitet, auf dem sich einst das alte Karthago in all seiner Pracht und Herrlichkeit erhob, sieht sein Blick, so weit das Auge reicht, nichts als öde, unfruchtbare Einöde, auf der kein Halm grünt, kein Baum sproßt.

Wie ein Fluch der Götter ruht es auf den endlosen Wüsteneien, die einst so glänzendes und mächtiges Leben überflutete. Wo ist nun die hochragende Byrsa mit ihren Tempeln und Palästen? Wo die Megara

mit dem finsteren und massigen Tempel des Baal-Moloch, wo der Hafen, die duftenden Gärten des gesegneten Küstenstrichs? Die Kostbarkeiten und Reichtümer, aus einer Welt zusammengeschleppt?

Sand — Sand — Sand, so weit der Blick auch schweift.

Alle Pracht und Herrlichkeit, alle Größe und Macht des stolzen Karthagos schlafen hier unter den Schleiern der Zeit.

Ende.

Weiße Nächte

Roman von Hans Becker

(Nachdruck verboten)

Frau Asta stand am Fenster des Schlafwagens. Ein wenig müde und abgespannt tauschte sie die letzten Grüße mit den Zurückbleibenden aus.

Befreit atmete sie auf, als der Zug sich in Bewegung setzte, um Berlin zu verlassen; es war ihr peinlich gewesen, daß einige Hochzeitsgäste, während sie sich für die Reise umkleidete, heimlich vorausgefahren waren und sie in der Halle des Bahnhofs Friedrichstraße erwartet hatten.

Das verdankte sie ihrem Vetter Kurt Ferdinand, der es ausspioniert hatte, daß das junge Paar sich während des Essens heimlich drücken wollte, wie er ihr ohne Reue, in der Ausdrucksweise seiner sechzehn Jahre, mit vom Champagner heißen Backen und funkelnden Augen noch schnell eingestand, als er sich zum zehnten Male auf die Fußspitzen gestellt hatte, um ihr immer noch einmal die Hand zu drücken.

Asta war froh, daß ihr Mann davon nichts gesehen hatte; er war kein Freund von solch öffentlichen Gefühlsäußerungen. Lautes Sprechen schon, wenn man sich unter Fremden bewegte, konnte ihn nervös machen . . .

In Homburg, wo sie mit ihrer Mutter die schönen Herbstwochen verbracht, hatten sie sich kennen gelernt. Ehe er nach Rußland zurückreiste, hatte er um ihre Hand angehalten. So war die Tochter der deutschen Majorswitwe v. Allenberg Frau Balsanowa geworden.

Nicht gleich willigte die Mutter ein; starke Zweifel waren zu bekämpfen. Ob es zu Astas Glück führte? Ein Russe, und dann so weit fort von ihr, in ein fremdes Land! Wenn es nun Krieg gab?

Nikolai Balsanow hatte aber alle Bedenken beseitigt. Die Entfernung sei nicht so groß, sie würden ja auch jedes Jahr zum Besuch nach Berlin kommen — und Krieg! Das seien Gerüchte, die alle Jahre auftauchten und wieder verschwänden.

Frau v. Allenberg hatte nachgeben müssen. Asta liebte ihn, die Verhältnisse, in die sie hineinheiratete, ließen nichts zu wünschen übrig, Nikolai Balsanow war Edelmann, besaß große Güter und Gestüte und war ein vornehmer, gebildeter Mensch ...

Und so fuhr denn Asta heute, am 25. Januar 1914, dem fernen Rußland entgegen. Sie stand noch immer am Fenster und sah träumerisch auf die im elektrischen Lichte erstrahlenden Straßen und Plätze.

Trotz der späten Stunde herrschte noch überall reges Leben. Unaufhörlich ertönte das Tuten der Auto, das Gerassel und Geklingel der Elektrischen bis zu ihr herauf. Berlin hatte sein Nachtleben in Szene gesetzt. Auch auf den Bahnhöfen, durch die sie fuhren, ein Gewühl von Menschen, ein endloses Ein und Aus von Stadtbahnzügen.

Erst als sie den Schlesischen Bahnhof verlassen hatten, wurde es stiller. Nur ab und zu blinkte noch ein farbiges Signallicht auf, ein schnell vorüberbrausender Zug, ein paar Sekunden lang Gepolter und Gerassel — dann nahm sie die Nacht auf.

Asta konnte einem leisen Seufzer nicht wehren — Berlin lag hinter ihr.

Sie wurde sich jetzt erst so recht bewußt, daß es nun kein Zurück mehr gab, daß alles — Heimat, Elternhaus, Freunde und Bekannte — hinter ihr blieb.

Sie wendete sich zu ihrem Mann, der neben sie getreten war.

In seine beiden Hände nahm er ihre Rechte, zog

sie an den Mund und preßte die Lippen darauf. „Wird der Abschied dir sehr schwer, bereust du?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bereue nicht, du bist doch bei mir!“

„Meine liebe kleine Asta — jetzt bist du mein, mir gehörst du, niemand hat ein Recht mehr an dich!“

Es lag so große Wärme in seinen Worten, daß das kleine Weh, das in ihr hatte aufkommen wollen, zu schwinden begann. Sie ging doch in keine Wildnis, sie folgte keinem Tatarenhäuptling, wie Kurt Ferdinand behauptet, sie reiste mit ihrem Manne von Berlin nach St. Petersburg, von einer Großstadt in eine andere! Wenn die Sehnsucht sie einmal zu stark anfaßte, konnte sie sich jederzeit auf die Bahn setzen und am übernächsten Tag in der Salzburger Straße in Berlin-Schöneberg auf die elektrische Glocke der Haustür drücken und Einlaß fordern, um die Mutter in die Arme zu schließen.

Der Tag heute mit seinen Ereignissen, die Trauung, der Abschied hatten sie weich gestimmt; eine nachdenkliche Schwermut wollte sie befallen, ein wenig Furcht vor dem fremden Lande und den fremden Menschen — sie mußte sich zusammenraffen, um diesen Gefühlen nicht nachzugeben, sie durfte ihren Mann das nicht merken lassen ...

Als sie an der Grenze, in Wirballen, wie Gefangene zwischen Gendarmen hindurch zur Gepäckaufnahme in den großen Saal hinein mußten, als sie sich vorstellte, daß sie den Boden des Landes, in dem sie fortan leben sollte, in diesem Augenblick betrat, schlug ihr das Herz aber wieder stärker.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie hatten Berlin an einem milden Tage verlassen. Eine eisige Luft wehte ihnen entgegen, als sie in

St. Petersburg aus dem Bahnhofsgebäude traten, um in das Auto zu steigen, an dessen Schlage sie ein Diener erwartete.

Nach rascher Fahrt hielt der Wagen vor einem stattlichen Hause, dessen hohe Eingangspforte ein Pförtner in langem Tressenrock geöffnet hielt. Wohltuende Wärme umfing sie, als sie die mit dicken Teppichen belegten Marmortreppen hinaufstiegen, durch eine ganze Reihe mit schwerer Pracht ausgestattete Zimmer gingen.

Nikolai Balsanow führte seine junge Frau in ihr neues Heim.

Ein wenig schreckte Asta der Gedanke, daß sie diesem großen Haushalt vorstehen sollte — neben der Mutter ihres Mannes, die sie nicht kannte, in den nächsten Minuten aber kennen lernen sollte, eine nervöse Dame, die wegen eines leichten Unwohlseins nicht zur Hochzeit nach Berlin gekommen war, sondern sich mit ein paar telegraphierten Worten der Beglückwünschung begnügt hatte.

Vor einer Tür, die er ihr als zu ihren Zimmern führend öffnete, wollte sich Nikolai verabschieden.

„Aber warte doch! Ich kleide mich schnell um, wir wollen dann zu deiner Mama!“ bat sie.

Nikolai schien verlegen. „Das wird nicht angehen. Es ist noch früh, Mama schläft sehr lange — vielleicht später beim Essen.“

Asta hatte geglaubt, ihrem Mann mit dem schnell ausgesprochenen Wunsch eine Freude zu machen, auch vorher kein Wort der Befremdung geäußert, seine Mutter nicht als erste zur Begrüßung bei ihrer Ankunft zu finden. Sie hatte erwartet, daß die alte Dame sie oben an der Treppe mit offenen Armen empfangen würde, so wie ihre Mama es getan hätte, wenn ihr Sohn ihr eine neue Tochter zugeführt.

Die Erinnerung an den Bruder machte sie traurig, so daß sie im Augenblick vergaß, wodurch sie sich eben verletzt gefühlt. Ohne etwas zu erwidern, mit ihren Gedanken ganz bei Robert, trat sie ins Zimmer. Er war ja verschollen, zweifellos tot, wenn Mama auch noch immer hoffte. Eine zu lange Zeit war verflossen, seitdem Robert von ihnen gegangen. Der arme Junge! Warum hatte ihn der Vater nur so hart behandelt? Es war doch nichts so Schreckliches, was er getan! Ein wenig leichtsinnig, etwas zu faul auf der Schule, und als er mit zwanzig Jahren auf die Universität gekommen war, hatte es neue Kämpfe mit dem Vater gesetzt — Robert verbrauchte zu viel.

Der Bruch war eingetreten, als sich fremde Menschen an den Vater wendeten, von denen der Sohn Geld geborgt hatte. Nach einer entsetzlichen Szene war Robert verschwunden, hatte kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben; auch als der Vater nach einigen Jahren gestorben war, hatte er nichts von sich hören lassen. Seit sechs Jahren war er fort, in die Welt hinaus. Kein Zweifel — er war tot.

Die Erinnerung war Asta so plötzlich gekommen, als sie daran gedacht, wie anders ihre Mutter die Frau ihres Sohnes empfangen hätte. Sie seufzte tief auf. Ihre Mutter hatte doch wohl ein liebevolleres Herz. Oder paßte ein solcher Empfang nicht hierher in den Ton? Erschien doch auch ihr Mann ein wenig verändert, seit sie das Haus betreten hatten ...

Die schweren Gedanken schwanden wieder, als sie mit Nikolai beim Frühstück saß in einem hübschen kleineren Salon, dessen Fenster durch Store verhängt waren, so daß bei dem trüben Tage das elektrische Licht angezündet war. An einem runden Tisch saßen sie in der Nähe des Kamins, in dem große Holzkloben prasselten,

Asta bat ihren Mann im stillen um Verzeihung wegen des Vorwurfs, daß er ihr seit dem Eintritt ins Haus fremder vorgekommen. Nichts davon war jetzt zu merken, Nikolai zeigte sich als der liebenswürdigste junge Ehemann und Gesellschafter, den sie sich wünschen konnte. Wie hatte sie nur so schlimmen Gedanken nachhängen können!

Auch seine Mutter suchte er zu entschuldigen. „Ein bißchen fremd wird sie dir wohl vorkommen. Du mußt schon etwas Rücksicht nehmen, denn alte Damen mit kranken Nerven sind wunderlich. Viel kommst du ja auch mit ihr nicht zusammen, nur zum Speisen, und auch das nicht immer. Sie läßt dich grüßen, ich war eben bei ihr, sie will dich bald sehen, noch heute."

Die vielen Worte fand Asta wieder sonderbar, er sprach ja von seiner Mutter wie von der chinesischen Kaiserin; doch blieb ihr keine Zeit, darüber zu grübeln, denn der Diener, der gekommen war, um abzuräumen, brachte die Meldung mit, daß die gnädige Frau die junge Herrin schon jetzt zu sich bitten ließe.

Unwillkürlich griff Asta nach ihres Mannes Hand. „Du gehst doch mit — ja?"

Nikolai lachte. „Das kann ich nicht, Mama hat nur dich allein bitten lassen. Bis zur Tür will ich dich aber begleiten. — Hab' doch keine Furcht! Mama ist eine prächtige Dame, ihr werdet bald gute Freunde sein. — Sie findet dich übrigens sehr schön nach dem Bilde, das ich ihr damals aus Homburg geschickt. Sie wird dich gewiß liebgewinnen."

Der Anblick des Zimmers, in das Asta trat, hätte fast wieder das bißchen mühsam zusammengerafften Mut zerstört, einen so wunderlichen Eindruck machte es auf sie.

Ein großer, hoher Raum, dessen Ecken mit vielen

übereinanderhängenden Bildern ausgefüllt waren, in deren Goldeinfassung und Edelsteinschmuck sich die hellen Flammen des Kaminfeuers spiegelten, ein Aufzucken und Verschwinden von sprühenden Lichtern. Dabei stimmte die Düsterkeit der meisten Bilder wenig mit der sonst ganz modernen Einrichtung, den zierlichen Tischen und Stühlen, den kostbaren Schränkchen und Spiegeln, den mattfarbigen, weichen persischen Teppichen überein. Betäubende Luft schlug Asta entgegen, ein starker Parfümgeruch, vermischt mit dem Duft lebender Blumen, die in silbernen Schalen auf den Tischen standen, auch neben dem breiten Liegsessel, von dem aus Frau Marfa Balsanowa durch Erheben der Hand zu verstehen gab, daß Asta nähertreten solle.

Durch Astas Körper ging ein Zucken, während sie vorwärtsschritt. So winkte man eine Dienerin zu sich heran. Fast kamen ihr Tränen in die Augen. Nur der Gedanke, es ist die Mutter deines Mannes, den du lieb hast, dem du gefolgt bist, ließ sie den plötzlich in ihr auftauchenden Wunsch, ohne ein Wort das Zimmer wieder zu verlassen, nicht verwirklichen. Sie trat bis zu dem Ruhebett heran, automatisch, ganz benommen von dem Empfang.

Ein Lächeln huschte über die Züge der alten Dame. Sie hatte Asta beobachtet, richtete sich ein wenig auf und zog die junge Frau zu sich heran; dabei berührten ihre Lippen Astas Stirn, ihre halbgeschlossenen Augen glitten prüfend über die schlanke, mittelgroße Erscheinung, über das reiche, braune Haar, das in rötlichem Widerschein schimmerte. Sie war mit ihrem Urteil schnell fertig: eine schöne Frau, die in der Gesellschaft gefallen würde, wenn auch die tiefblauen Augen ein wenig zu melancholisch, zu deutsch erschienen.

Zu Asta sagte sie: „Setzen Sie sich zu mir, wir wollen ein wenig plaudern. Wir müssen uns doch kennen lernen. Nikolai hat mir so wenig erzählt, nur immer, wie er verliebt sei, und welch schöne Frau er bekäme. — Sie brauchen nicht rot zu werden, Sie sind wirklich hübsch. Das freut mich."

Von allem möglichen sprach sie, Asta brauchte nur zuzuhören. Dabei konnte sie sich die Mutter ihres Mannes ordentlich ansehen. Beim Eintreten hatte sie den Eindruck einer jungen Frau gemacht; jetzt, da sie sich so nahe waren, erkannte Asta, daß die anscheinende Jugendlichkeit auf Kunst beruhte. Die Schwiegermama war geschminkt, das Haar gefärbt. Eine sehr schöne Frau mußte sie aber gewesen sein, das ließ sich noch heute erkennen. Lebhafte dunkle Augen, die noch nicht allen Glanz eingebüßt hatten, wunderbar schöne Hände, die mit kostbaren Ringen bedeckt waren, besaß sie.

Beim ersten Sehen mußte man die Frau auf kaum vierzig Jahre schätzen, jetzt wußte Asta, daß sie mindestens so alt wie ihre Mutter sein müsse. Sie wollte aber offenbar nicht alt sein — aus jedem Wort, aus jeder Bewegung ging das hervor. Daß sie mit ihren Nerven zu schaffen hätte, gab sie zwar zu, aber nur, um damit zu kokettieren, um interessant zu erscheinen.

„Ich bin froh, daß der Junge versorgt ist, er hing mir immer am Kleide, hielt mich von meinen Reisen ab. Nikolai liebt Frankreich nicht, das einzige Land, in dem ich mich wohl fühle, sondern wollte mich immer nach Deutschland schleppen, nach Berlin. Ich aber bin nur gern in Paris. Doch das darf ich nicht sagen, Sie sind eine Deutsche. Es kränkt Sie wohl, wenn ich Berlin nicht schön finde?"

„O nein, ich —"

Sie wurde unterbrochen und schrak zusammen,

denn Frau Balsanowa sprach schon wieder lebhaft weiter.

„Sie sind eine einzige Tochter? Haben keine Schwestern oder Brüder?“ fragte sie neugierig.

Von dem Bruder hatte Asta zu ihrem Manne nie gesprochen. Was hätte sie auch sagen können? Sollte sie ihm erzählen, daß sie einen Bruder gehabt, den der Vater in die Welt hinausgejagt, von dem sie seit Jahren nichts mehr wußte? Sie hielt ihn ja längst für tot. Es war also keine Lüge, als sie antwortete: „Nur einen Bruder hatte ich, doch er ist nicht mehr am Leben.“

„Ach wie schade!“

Frau Balsanowa hatte mit diesen Worten ihr Beileid erschöpft. Von Tod und Sterben hörte sie nicht gern. Nach einer kleinen Weile sagte sie: „Von dem vielen Schwatzen bin ich müde geworden, ich muß noch ein bißchen die Augen schließen. Bei Tisch sehen wir uns ja wieder.“

* * *

Eines Vormittags beim Frühstück sagte Nikolai: „Einige Tage oder eine Woche muß ich dich allein lassen. Ich muß auf die Gestüte. Auch meine Base erwartet mich, denn ich hatte ihr versprochen —“

Er schwieg, als er Astas erstaunte Augen sah. Er hatte bisher von der Base noch nicht gesprochen. Ein wenig absichtlich wohl, denn er war in diese, ehe er Asta kennen gelernt, halb und halb verliebt gewesen. Ganz aussichtslos übrigens, denn er hätte sie nicht heiraten können. In Rußland ist eine Ehe zwischen so nahen Verwandten nicht gestattet.

„Eine Base hast du?“ fragte Asta. „Von der hast du mir noch nie etwas gesagt.“

„Ja — Olga Panowa, eine junge Witwe. Ihr

Mann starb vor drei Jahren, ließ sie in nicht sehr glänzenden Verhältnissen zurück. Ein kleines Gut hat sie und einen Stall mit ein paar Rennpferden. Ich muß mich fast schämen, daß ich mein Versprechen vergessen hatte, wenn ich auch eine so reizende Entschuldigung dafür habe." Er zog Asta an sich und küßte sie. „Kann ich denn an andere Frauen denken, seit du —"

Asta entwand sich ihm leicht, sie war neugierig geworden. „Diese Olga hat Rennpferde? Eine Frau? Was tut sie damit?"

„Olga ist eine sehr energische Frau. Sie leistet etwas noch nie Dagewesenes, denn sie fährt selbst Rennen — mit vielem Verstand und Glück. Voriges Jahr hat sie einige Preise gewonnen, in diesem Jahre will sie sich an den letzten Winterrennen beteiligen. Ich soll ihre Pferde noch vorher ansehen. Sie gibt viel auf mein Urteil und ist stolz auf ihre Pferde. Wenn sie laufen, sind alle Logen auf dem Traberplatz schon tagelang vorher verkauft. Sonst liebt unsere Gesellschaft den Besuch der Trabrennen nicht besonders, nur wenn Olga fährt —"

„Wann kommst du zurück?"

Er hörte aus dem Ton der Frage heraus, daß seine Frau mit dem Besuch bei der interessanten Base nicht sehr zufrieden war. Eifersüchtig? Er wollte das nicht aufkommen lassen und sagte schnell: „Komm doch mit. Wir reisen zuerst auf unsere Güter — du mußt dir doch deine Besitzungen ansehen. Dann fahren wir auf ein paar Stunden zu Olga hinüber. Ihr Gut liegt nur fünfzig Werst von uns. Sie wird sich sehr freuen, dich kennen zu lernen."

„Mußt du denn wirklich durchaus hin? Die Güter können wir doch im Sommer besuchen, und deine Base

braucht dich wohl gar nicht. Du sagst doch, sie sei eine so energische Frau."

„Aber Asta!"

Sie wurde rot, sie begriff, daß er sie verstanden. Sie fühlte selbst, daß sie wirklich eifersüchtig war. Darüber brauchte sie sich aber doch nicht zu schämen, sie war im Recht: erst einen Monat verheiratet, und schon wollte ihr Mann fort, zu einer anderen Frau! Keinesfalls aber wollte sie ihn allein zu dieser Fremden fahren lassen, lieber fror sie auf der langen Fahrt oder ließ sich von Wölfen fressen.

„Ich komme mit, ich komme mit!" rief sie. „Du mußt mich mitnehmen! Ich gehöre zu dir!"

„Aber Seelchen, ich hab' dich ja aufgefordert, mitzukommen! Du machst mir eine unendliche Freude damit. Begreif doch, Herzchen, ich hoffte von Anfang an darauf, wagte nur nicht, dir den Vorschlag zu machen. Ein bißchen anstrengend wird es schon für dich sein."

„Ich komme mit, ich komme jedenfalls mit!"

Es klopfte, ein Diener öffnete gleich darauf die Tür und ließ Frau Marfa Balsanowa eintreten.

Verwundert, daß diese schon so früh ihre Zimmer verlassen, in Furcht, daß sie sie von der Reise zurückhalten würde, starrte Asta die alte Dame an.

Nikolai war von seinem Stuhl aufgestanden und hatte einen Sessel für die Mutter hingeschoben. „Zu so ungewohnter Stunde, Mama? Ist etwas vorgefallen?"

Marfa Balsanowa setzte sich und blickte die beiden mit spöttischem Lächeln an. „Störe ich? Ihr macht ja Gesichter, als ob ich wieder gehen solle! Seid wohl ein bißchen zärtlich gewesen und schämt euch, daß die Mama euch überrascht! Nun, beruhigt euch nur, ich

mache die Augen zu, wenn ihr euch küssen wollt." Sie reichte Nikolai ein Papier hin. „Da, das schickt der Spediteur. Meine Toiletten" — sie hüstelte leicht — „ein paar Kleider, die ich zum Reinigen nach Paris geschickt, sind angekommen. Eine unglaubliche Summe soll ich für den Zoll bezahlen. Du weißt doch, Nikolai, auch du, Asta — ich habe es dir gesagt, du mußt dich daran erinnern —, daß es getragene Kleider sind. Das Zollamt darf nicht behaupten, daß es sich um neue Sachen handelt."

Asta schwieg. Sie wußte nur, daß Frau Balsanowa noch vor einigen Tagen davon gesprochen, sie hätte sich in Paris einige neue Kostüme bestellt. Also diese neuen Sachen erklärte sie jetzt für alt, um den Zoll darauf zu sparen!

Nikolai hatte das Papier genommen und einen flüchtigen Blick hineingeworfen. „Da wird sich wohl nichts machen lassen," meinte er.

Seine Mutter war nicht der Ansicht. „Ich werde nicht zahlen. Das ist unverschämt. Geh, sprich mit dem Manne, der draußen wartet, und erkläre ihm, daß ich mich nicht so betrügen lasse."

Gehorsam ging Nikolai, und schon nach wenigen Minuten kam er zurück. „Es ist alles in Ordnung. Deine Sachen werden dir noch heute zugeschickt."

„Hat der Mensch Einsicht gehabt, oder sollte das nur ein Versuch sein, mich auszurauben? Die Spediteure sind Spitzbuben, das weiß man ja. Er wollte das wohl in seine Tasche stecken."

„Nein, Mama, beruhige dich, es ist alles in Ordnung."

Frau Balsanowa lächelte vor sich hin. „Dann ist's ja gut. Aber jetzt muß ich mich noch eine Stunde hinlegen. Der Ärger hat mir geschadet." Sie stand

auf, nickte den beiden zu und wollte gehen. Plötzlich fiel ihr noch etwas ein. „Wann fährst du, Nikolai?“

„Ich weiß noch nicht, Mama. Morgen oder übermorgen, ganz wie Asta wünscht.“

„Asta fährt mit? Du wolltest doch zu Olga! Soll Asta auch zu ihr mitfahren?“

„Ja, Mama, natürlich. Asta möchte Olga gern kennen lernen. Ich hab' ihr eben erzählt, was für eine tapfere Frau Olga ist.“

„So, so!“ Marfa Balsanowa blieb noch einen Augenblick stehen, ihre Finger spielten mit der doppelten Schnur kostbarer Perlen, die sie trotz Morgenkleid um den Hals gewunden trug, und es schien, als ob sie noch etwas bemerken wollte. Aber sie sagte nur nochmals: „So, so — Asta geht mit zu Olga!“

Dann verließ sie das Zimmer.

Als sie hinaus war, wartete Asta einen Augenblick, dann sagte sie: „Aber Nikolai, wie konntest du dem Spediteur nur eine solche Lüge sagen! Das ist doch Betrug. Mamas Toiletten sind alle ganz neu, sie hat es mir selbst erzählt. Die Leute — das Zollamt oder wer sonst das Geld für den Zoll verlangt — haben doch recht, man darf sie doch nicht so betrügen.“

„Ist auch nicht geschehen. Ich habe bezahlt, was man verlangt hat. Mama braucht das nicht zu wissen. Jetzt hat sie ihre Freude an dem Gedanken, wie schlau sie ist.“

Asta sagte nichts mehr, sie hätte auch nichts sagen können. Ihrem Fühlen blieb der Vorfall unbegreiflich, sie konnte ihn mit ihrem deutschen Empfinden von Rechtlichkeit nicht zusammenbringen.

* * *

Kaum eine Woche hatten Asta und Nikolai auf dem Gute zugebracht, als ihr Mann eines Morgens sagte: „Jetzt hast du alles hier gesehen, hast dich auch ausgeruht. Nun wollen wir Olga besuchen."

So fuhren sie denn in einem leichten einspännigen Schlitten, der von einem hochausgreifenden Rappen in schneller, gleichmäßiger Fahrt über die glänzende weiße Schneedecke geführt wurde. Über ihnen ein stahlblauer Himmel, eine blutrote Sonne, die sich von dem Morgennebel befreit hatte — tiefe Stille ringsumher, nicht einmal das Gekrächze einer Krähe war hörbar.

Stumm, andächtig blickte Asta über die Einöde. Unabsehbar dehnte sich die weiße Straße vor ihnen, nur selten unterbrochen durch ein in der Ferne auftauchendes Dorf, eine Gruppe kleiner Holz- und Lehmhäuschen, über deren Dächern sich hier und da eine graublaue Rauchwolke hinzog.

Ganz plötzlich in der Ferne ein schwarzer Punkt, der sich, näherkommend, als ein ganz kleiner niedriger Schlitten, halb so hoch und halb so breit wie der ihrige, erwies.

Nikolais scharfe Augen hatten bald erkannt, wer den davorgespannten Grauschimmel lenkte. „Dort kommt Olga!"

Asta blickte gespannt auf. „Du irrst, ein Mann sitzt darin."

Ehe Nikolai antworten konnte, hatte sie der Schlitten schon erreicht und hielt dicht neben dem ihrigen. Eine tiefe Frauenstimme rief ihnen in russischer Sprache ein Willkommen zu, verbesserte sich jedoch gleich, als neben Nikolai Astas eingehüllter Kopf sichtbar wurde.

„Richtig, die junge Gemahlin versteht mich wohl nicht, also deutsch: Herzlich willkommen! Aber los, die Pferde dürfen nicht stehen, sie sind heiß. So —

ich wende, wir wollen im Schritt nebeneinander fahren."

Nikolai stellte seine Frau vor.

Olga sagte liebenswürdig: „Die Hand kann ich Ihnen jetzt nicht reichen. Der Graue muß festgehalten werden, sonst läuft er mir fort. Aber wir sind in ein paar Minuten bei mir."

Es tauchte auch schon ein Gutsgebäude auf, zu dem eine Allee führte, deren kahle Weiden die schneebedeckten Arme nach allen Seiten hin ausstreckten.

Olga und Nikolai ließen ihre Pferde die letzte kurze Strecke wieder traben, und bald hielten beide Schlitten vor dem Gutsgebäude. Eine ältere Frau in kurzem Pelzrock, den Kopf mit einem dicken Tuch umwunden, erwartete die Ankommenden vor der Tür, ein Knecht kam hinzugelaufen, um Pferde und Schlitten in Empfang zu nehmen.

Das Zimmer, zu dem Olga Panowa ihre Gäste führte, war groß, hell, von der Sonne durchleuchtet. Zwischen den Doppelfenstern standen kleine Gläschen mit einer Flüssigkeit als Schutz gegen das Befrieren der Scheiben. Dem Kamin entströmte eine angenehme Wärme. In der Mitte des Zimmers ein massiver Tisch, um diesen herum Stühle, an der Wand ein hohes Büfett, dessen nachgedunkelte Farbe ein ehrwürdiges Alter erkennen ließ.

Asta und Nikolai waren allein eingetreten, Olga gab im Vorzimmer noch einen Befehl an die Frau, die sie auf dem Hofe empfangen.

Als sie gleich darauf hereinkam, blickte Asta erstaunt auf. Olga Panowa war wirklich wie ein Mann gekleidet. Sie trug hohe, bis zum Knie reichende Stiefel, Pluderhosen und einen bis zum Halse zugeknöpften blusenartigen Rock, um die Hüfte einen ledernen Gürtel

mit silbernen Verzierungen. Der schöngeformte Kopf mit dem im Nacken in einen Knoten endenden dunklen Haar, die gleichfarbigen, langbewimperten Augen ließen jedoch keine Täuschung aufkommen; man erkannte sofort, daß es eine Frau war, wenn auch der hübsche Mund einen scharf ausgeprägten energischen, männlichen Zug aufwies.

Sie ähnelte Nikolai, wenn sie auch kleiner war. Die Farbe der Augen und des Haares war die gleiche.

Unwillkürlich wanderten Astas Blicke zu ihrem Mann. Sie nickte ihm zu, das sollte ausdrücken: Deine Cousine ist sehr schön, sie sieht dir ähnlich.

Olga lud zum Sitzen ein, dabei sagte sie einige Worte über ihre Kleidung — nicht entschuldigend, nur leicht erklärend. „Ich war den ganzen Morgen bei der Arbeit und konnte mich nicht erst umkleiden."

Während des Frühstücks wurde viel von Pferden und Trabrennen gesprochen. „Wie viele hast du angemeldet?" fragte Olga.

„Für Petersburg nur zwei, für Moskau fünf," erwiderte Nikolai.

„Du ziehst wie immer Moskau vor?"

Nikolai nickte nur; er wollte das Thema gern ändern, das Asta fremd war, die still dabei saß und nicht mitsprechen konnte.

Olga hatte noch etwas Wichtiges zu erzählen. „Unser Nachbar, Graf Sipjagin, hat sich einen neuen Fahrer kommen lassen. Einen Amerikaner oder Deutschamerikaner, ein großes Licht, der uns Russen zeigen soll, was Fahren heißt. Wenigstens spricht der Graf so. Er ist überzeugt, daß wir alle jetzt einpacken können. Mir scheint, Kyrill Petrowitsch nimmt den Mund ein wenig voll, denn wir haben doch schon amerikanische

Fahrer. Na, und der Mister Roberts wird uns auch nicht gleich mit Haut und Haaren verschlingen."

Nikolai lächelte ein wenig, als er fragte: „Ist der Graf denn jetzt hier? War er schon bei dir?"

Olga antwortete ganz unbefangen: „Gewiß. Schon seit einem Monat. Fast jeden Tag kommt er vorüber, hält an, fragt, ob ich zu Hause bin, und bittet, einen Augenblick hereinkommen zu dürfen, er sei durchfroren, möchte gern einen Grog oder ein Glas Portwein haben. Ich wundere mich, daß er sich noch nicht gezeigt hat, es ist jetzt so seine Stunde. Vorige Woche hat er sogar seinen Amerikaner mitgebracht, der sollte sich den ‚Astyages' ansehen, Sipjagin möchte ihn gern für sich haben."

„Willst du denn verkaufen?"

„Fällt mir nicht ein. War wohl auch nur so ein Vorwand; der Mister Roberts sollte hier so ein bißchen herumschnüffeln. Er weiß wohl schon, daß er in mir eine scharfe Konkurrenz hat."

Im Vorzimmer hörte man Schritte. Ein Mädchen kam herein und meldete, daß Graf Sipjagin gekommen sei und fragen lasse, ob er eintreten dürfe.

„Da hast du ihn schon. Soll ich ihn abweisen oder —"

„Laß ihn nur herein!"

Der Graf begrüßte die Hausherrin mit einem Handkuß und wurde Asta vorgestellt. Die Unterhaltung war bald wieder im Gange, Sipjagin schien jedoch heute wenig Interesse für Pferde und Fahren zu haben. Seine Augen wanderten, wenn er sich unbeobachtet glaubte, von Olga zu Asta hin, die ganz verlegen wurde; denn jedesmal, wenn sie aufsah, begegnete sie seinen Blicken.

Nikolai und Olga schienen das kaum zu bemerken, sie waren in eine rege Unterhaltung über eine neue Form von Rennschlitten vertieft.

„Du kannst das nicht so beurteilen wie ich, du fährst doch nicht selbst. Auf das, was deine Fahrer sagen, darfst du nicht schwören," sagte Olga. „Was meinen Sie, Kyrill Petrowitsch?"

Der Graf beeilte sich, zu versichern, daß er ganz ihrer Meinung sei. Er hatte jedoch kein Wort gehört, war gerade wieder damit beschäftigt gewesen, Astas Gesicht zu studieren. „Verflucht hübsches Weib, schade —!" dachte er.

Plötzlich fühlte er tiefe Reue. Er war ein paar Minuten auf dem Sprunge gewesen, Olga Panowa in Gedanken untreu zu werden. Was hatte ihn die hereingeschneite Deutsche zu kümmern, wozu störte sie sein tägliches Zusammensein mit Olga! Es fehlte nicht viel, so hätte er Asta einen bitterbösen Blick zugeworfen, weil sie ihn von seiner Bahn abgelenkt. Bei ihm stand schon wieder fest, daß er sich die schöne Witwe erobern mußte.

Er war wirklich ärgerlich auf sich geworden, erhob sich bald und verabschiedete sich.

Als er fort war, sagte Nikolai zu Asta: „Du hast ja nett mit dem Grafen kokettiert! Er sah und hörte nur dich!"

Asta war der Scherz peinlich. Wie konnte Nikolai so sprechen, vor Olga so sprechen? Was mußte sich die Base denken? — Aber sie hielt sich tapfer und ging auf ihres Mannes Worte ein. „Warum soll ich nicht? Ihr beide habt ja nur von Pferden und Schlitten gesprochen, da mußte ich mir doch Unterhaltung suchen. Der Graf ist ein schöner Mann, nur wenig älter als du!"

Nikolai war verblüfft. Sein junges, zahmes Frauchen schien zu erwachen. „Na, hör mal, Herzchen — ein paar Jahre nur? Sipjagin ist gewiß über fünfzig, ich bin ein Jüngling von —"

„Einunddreißig Jahren, zwei Monaten und drei Tagen."

Olga lachte. Dabei erschien sie Asta nicht mehr so schön; der Zug um den Mund ließ nicht mehr allein Energie erkennen, etwas anderes stand darin, wofür sie nicht gleich das richtige Wort hatte. Etwas, das sie fremd berührte, wovor sie zurückschrak. Etwas Unweibliches.

Plötzlich hatte sie es: Olga Panowa sah brutal aus, auch ihr Lachen hatte so geklungen.

Ganz hilflos blickte Asta jetzt zu ihrem Mann hin, ob er bemerkte, was in ihr vorging.

Es schien nicht so. Nikolai war aufgestanden und sagte eben zu Olga: „Wollen wir uns jetzt die Pferde ansehen?" Asta strich er leicht mit der Hand über das Haar. „Du gehst wohl nicht mit? Das interessiert dich ja nicht."

Er wartete eine Antwort nicht ab, ging mit Olga hinaus, Asta blieb in dem fremden Zimmer allein zurück, sah mit Augen, deren feuchter Schimmer nahende Tränen verkündete, auf die Tür, durch die die beiden verschwunden waren. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust. Nach jedem lichten Tage eine sonnenlose Stunde, ein Zurückwerfen in Zweifel und halbe Reue. Vielleicht hatte die Mutter doch recht gehabt, als sie ihr abriet.

— — — — — — — — — — — — — —

Olga und Nikolai gingen den Stallungen zu, Nikolai rauchte schweigend. Er dachte an Asta. Sie hatte ein so trauriges Gesicht aufgesteckt, als er mit der Base das Zimmer verlassen. Das hatte ihn nachdenklich gemacht.

Es wurde nicht besser, als Olga sagte: „Ein melancholisches Frauchen hast du dir ausgesucht. Wie kommst du mit ihr zurecht?"

Die Frage reizte ihn, er warf mit heftiger Bewegung die noch nicht ausgerauchte Zigarette in den Schnee. Zu Hause die Mutter, die an seiner Frau herumzumäkeln hatte, und jetzt mischte sich nun auch noch Olga hinein. Das hätte sie wohl kaum gewagt, wäre Asta eine Russin gewesen; bei der Fremden, der Deutschen, glaubten sie sich das erlauben zu dürfen.

Dabei fühlte er sich selbst unsicher. Er konnte nicht leugnen, daß ihm schon ab und zu Bedenken gekommen waren, ob er nicht zu schnell gehandelt. Namentlich heute war das wieder in ihm aufgewacht. Es verkehrte sich so anders mit Olga. Sie verstanden sich. Zwischen ihn und seine Frau schob sich noch immer etwas Ungewohntes ein. Hing er noch immer an seiner alten Liebe? Trotzdem — er wollte Olga doch nachher den Mund verbieten. Im Augenblick mußte er schweigen.

Sie waren bei den Ställen angelangt, der alte Morosow, Olgas rechte Hand, war zu ihnen getreten.

So warf er seinen Ärger auf diesen, den er nicht leiden mochte: ein gelbhaariger Spitzbube, der die Base zu allem möglichen überredete. Wozu, konnte er eigentlich nicht sagen, denn es war bisher im Stall und auf dem Rennplatz alles ehrlich zugegangen — aber er hatte nun einmal Haß gegen den Kerl, sah nicht hin, als der Alte mit beiden Händen unterwürfig die Pelzmütze vom Kopfe riß und sich vor ihm verbeugte.

Olga gab ihm mit kurzen Worten einige Befehle, dann gingen sie durch die Stallungen und sahen sich die Pferde an.

„Behältst du den alten Morosow noch immer?“ fragte Nikolai auf dem Rückweg. „Der wird dich noch einmal gehörig hereinlegen.“

Olga verteidigte ihn. „Was hast du nur gegen

ihn? Er hat doch schon meinem Vater treu gedient, ist ehrlich und fleißig, hält die Pferde gut und spart, wo er kann. Ich glaube wirklich, du hast noch nicht vergessen, daß er dich einmal, als du noch ein Junge warst, aus dem Stall gejagt hat."

Als sie das Haus fast erreicht hatten, führten Stalljungen ein in Decken gepacktes Pferd an ihnen vorüber; ein junger, hochgewachsener Mann folgte in einem Schlitten.

„Das ist Sipjagins ‚Trajan', den er für das Rennen angemeldet hat," erklärte Olga. „Er wird zur Station gebracht, um nach Petersburg verladen zu werden. Und dort kommt noch ein Trupp Pferde. Der Amerikaner schwört, daß er mich mit dem ‚Trajan' schlagen wird, um ungezählte Sekunden, wie er gesagt haben soll. Morosow erzählte es mir."

„Ist das der Amerikaner, der hinterher fährt?"

„Ja, das ist er. Ein frecher Bursche. Er tat, als ob er mich gar nicht sähe. Die Mütze sitzt ihm sehr fest auf dem Kopf."

Nikolai blieb stehen und sah dem Zuge nach. „Laß dir von deinem Morosow nichts einreden. Der lügt, wenn er das Maul aufmacht. Dem Amerikaner wird es nicht einfallen, so etwas zu sagen. Du weißt, alle Rennmenschen sind abergläubisch. — Wann schickst du übrigens deine Pferde fort?"

„Ende der Woche."

Beim Abschied war Asta wieder sehr fröhlich. Angeregt plauderte sie mit Nikolai, während sie auf ihr Gut zurückfuhren.

Am anderen Tage reisten sie nach Petersburg ab. Nikolai hatte es plötzlich sehr eilig, wieder fortzukommen. — —

Asta hatte noch wenig von der russischen Haupt-

stadt gesehen, in der sie doch nun leben sollte. Bei den Fahrten abends ins Theater oder zu einer Gesellschaft, am Tage im schnell dahinsausenden Auto hatte sie sich kein Bild von ihr machen können. So bat sie Nikolai eines Tages, ihr doch einige Sehenswürdigkeiten zu zeigen.

„Gewiß — gern. Was willst du sehen?"

Das konnte sie nicht sagen, ihr Mann mußte doch besser wissen, was ihr gefallen würde.

Er dachte nach. Es gab aber seiner Ansicht nach nichts Besonderes, was er ihr zeigen konnte. „Den Newskyprospekt, unsere Hauptstraße, kennst du, die hat dir nicht gefallen. Berlin hätte schönere Straßen, hast du gesagt. Für den Palaiskai, um dort Korso zu fahren, ist es noch zu früh, das fängt erst an, wenn die Tage wieder länger werden — sonst wüßte ich nichts."

„Aber Nikolai, ihr habt doch so schöne Kirchen!"

„Kirchen? Ja, gewiß — die Isaakskathedrale. Da gehen wir in der Osternacht hin, da gibt's was zu sehen."

Asta war erstaunt. Die große Stadt sollte nichts Sehenswertes aufweisen! Sie mußte an Berlin denken. Mit welchem Stolz hatte sie Verwandte aus der Provinz dort immer herumgeführt! „Habt ihr denn hier keine Museen?" fragte sie.

Wieder mußte sich Nikolai erst besinnen. „Doch — gewiß. Das Alexandermuseum und — wie konnte ich nicht daran denken! — die Eremitage."

„Dort gibt es doch berühmte Gemälde!"

Er trat zu ihr und zog sie in seine Arme, küßte sie auf den Mund und sagte dann lachend: „Muß ich es dir gestehen? Ich war nur einmal dort — zu einem Wohltätigkeitsbasar. Du mußt das begreifen, Herz-

chen. In Paris oder wohin mich sonst Mama früher mitgeschleppt hat, bin ich in allen Museen mit einem Führer herumgelaufen. Viel Spaß habe ich nicht davon gehabt, man macht das so mit, weil man in fremden Städten alles ansehen muß. Hier zu Hause kommt man gar nicht darauf, hat anderes im Kopf. Wenn du aber willst, fahren wir in die Eremitage."

Sie ging schon zur Tür. „Ich kleide mich schnell an, wir wollen sogleich fahren."

Es wurde aber nichts daraus, denn als Asta ihrem Mann sagen ließ, daß sie fertig sei und ihn erwarte, brachte ihre Jungfer die Nachricht zurück, es sei Besuch gekommen — Graf Sipjagin. Der gnädige Herr könne jetzt nicht fort und lasse die gnädige Frau in den Salon bitten.

Asta sagte nichts, sie rührte sich nicht. Die Absage traf sie so empfindlich wie ein körperlicher Schmerz, trotzdem sie einsah, daß Nikolai nicht schuld war. Sie fühlte sich aber verletzt. Es war nicht das erste Mal, daß ihr Mann eine Verabredung nicht einhielt. Kaum eine Woche war es her. Sie hatte gebeten, sie in die Kaufhallen zu begleiten, da kam Olga Panowa dazwischen. Sie war am Tage vorher von ihrem Gute eingetroffen und nahm ihn mit sich, um Pferdegeschirr anzusehen. Nikolai war gegangen, ohne ihr ein Wort sagen zu lassen.

Sie nestelte unentschlossen an ihrem Pelz. Sollte sie allein fahren? Aber das durfte sie nicht, schon der Jungfer wegen nicht. Nikolai hatte ihr den Besuch melden lassen. Es blieb nichts übrig, sie mußte in den Salon gehen.

Ganz traurig war sie, als die Jungfer ihr den Pelz abnahm und die Nadeln aus dem Hute zog. So hübsch hatte sie sich gemacht, wollte ihrem Mann

ganz besonders schön erscheinen. Es tat ihr ordentlich weh, als die Jungfer die Sachen forttrug: den kostbaren langen Zobelpelz, den Hut aus gleichem Fell mit dem dicken Reiherstrauß.

Im Salon fand sie ihren Mann mit dem Gast. Auch Frau Balsanowa saß in einem Sessel. Alle drei sahen zu ihr hin, als sie eintrat, so daß sie ein wenig verlegen wurde. Sie mußte an die erste Begegnung mit Sipjagin denken. Der Graf trat auf sie zu und küßte ihr die Hand, ein wenig zu lange. Auch seine Blicke verwirrten sie. Als er sich zu ihr beugte, um ihre Hand zu erfassen, hatte er sie wieder so eigentümlich angesehen.

Die unterbrochene Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Sipjagin wandte sich Frau Balsanowa zu: „Also nicht nach Paris, sondern nach Cannes wollen Gnädige?"

Asta hörte zum ersten Male davon, daß ihre Schwiegermutter verreisen wollte. Ein kleines Frohgefühl darüber stieg in ihr auf. Sie würde für eine Weile ihren Nörgeleien entgehen.

Sie mußte sich zusammennehmen, um dieses Empfinden nicht merken zu lassen. Marfa Balsanowa schien auch gekränkt zu sein, daß die Schwiegertochter gezögert hatte, sie zuerst zu begrüßen. Sie machte ein kaltes Gesicht.

Als Asta jetzt zu ihr trat, wendete sie sich zu Sipjagin: „Sie sollten mitkommen, Graf. Was hält Sie noch?"

Der Graf seufzte: „Ich kann vor dem Frühjahr nicht fort. Die Rennen —"

„Die Rennen hindern Sie? Das war doch früher nicht! Das ließen Sie doch immer durch Ihre Leute besorgen! — Meine Nichte Olga erzählte mir übrigens

von einem Amerikaner, den Sie sich haben kommen lassen — ein Weltwunder.“ Sie lachte leise in sich hinein. „Olga fürchtet ihn, zittert für ihre Siege. Das ist nicht galant von Ihnen, Graf, daß Sie die arme Frau so ängstigen. Ich hatte geglaubt —“

„Aber, meine Gnädigste, ich —“

Sipjagin war so verblüfft, daß er nicht weitersprechen konnte. Daran hatte er noch gar nicht gedacht, im Gegenteil, vor Olga Panowa sich noch gerühmt, welch einen guten Fang er gemacht. Nun führte ihm die Alte vor Augen, daß er ein Esel war. Er warb um die junge Witwe und kränkte sie mit dem neuen Fahrer! Dann aber stieg ein Gedanke in ihm auf, er blinzelte listig vor sich hin. Vielleicht, wenn er Olga auf der Rennbahn besiegte, gelang es ihm eher, sie sich zu gewinnen. Sie würde ihn nicht wieder abweisen wie bisher. Was blieb ihr, wenn ihre Pferde versagten?

Er wiederholte: „Aber, meine Gnädigste, im Kriege denkt jeder zuerst an sich.“

Frau Balsanowa lachte. Damit war die Sache erledigt.

Nach einer halben Stunde ging der Graf. Nikolai begleitete ihn. An Asta und sein Versprechen schien er nicht mehr zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Indiens Wetterwinkel

Von Heinz Karl Heiland

Mit 11 Bildern (Nachdruck verboten)

Die Verkündung des Heiligen Krieges hat auch die alten Feinde Englands, die Afghanen, auf den Plan gerufen. Die Stunde ist gekommen, die ihnen Befreiung von der verhaßten britischen Bevormundung verspricht und die Möglichkeit bietet, sich zu rächen für erlittene Unbill. Schon hat die Nachricht in Europa Verbreitung gefunden, daß der Emir von Afghanistan den Kampf gegen das ränkevolle, anmaßende Albion aufgenommen habe und bereits mit seinen Truppen zur Grenze aufgebrochen sei. Wie weit diese Nachricht auf Wahrheit beruht, läßt sich zurzeit nicht mit Sicherheit feststellen; sie kommt aus persischer, also orientalischer Quelle, man muß infolgedessen in ihrer Bewertung vorsichtig sein, schon im Hinblick auf die bekannte orientalische Übertreibungssucht; englischerseits aber schweigt man sich aus naheliegenden Gründen aus.

Wie dem aber auch sei, über kurz oder lang wird der berüchtigte Wetterwinkel im Nordwesten Indiens, in dem die britische Herrschaft stets auf wackligen Füßen gestanden hat und nur durch scharfe militärische Maßnahmen aufrecht erhalten werden konnte, wieder von sich reden machen, indem es dort zu blutigen Kämpfen kommt zwischen den englischen Söldnern und den kriegerischen Söhnen der afghanischen Berge, denen sich aus religiösen und nationalen Gründen ein großer Prozentsatz der dort wohnhaften britischen Untertanen mohammedanischen Glaubens anschließen dürfte.

Zum besseren Verständnis der afghanisch-britischen Feindschaft, die nur künstlich zurückgedämmt war, diene ein kurzer geschichtlicher Rückblick.

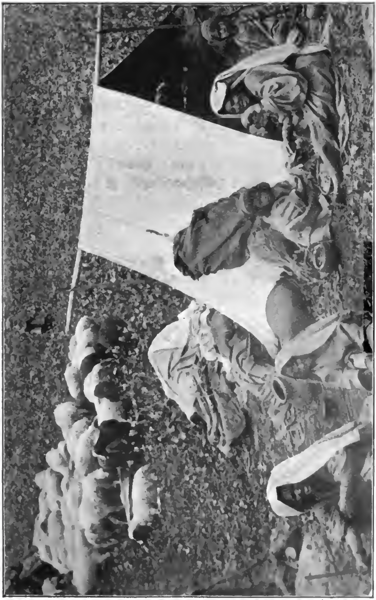


Wiederaufbau einer zerstörten Straße im afghanisch-indischen Grenzgebirge.

Als gegen das 10. Jahrhundert die Macht des Kalifats zu Bagdad im Absterben begriffen war, erklärten die Königreiche Ghazna und Ghor in den Bergen von Afghanistan ihre Selbständigkeit. Diese Reiche wurden bald so mächtig, daß ihre Fürsten bereits im 11. Jahrhundert den ganzen Norden Indiens bis Benares, Gudscherat, Kathiawar mehrfach überfluteten. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts eroberte dann der Herrscher von Ghor diese Länder und setzte sich dort fest.

Diese und verschiedene andere afghanische Dynastien regierten dort volle dreihundert Jahre und dehnten ihr Reich zeitweilig sogar bis zum fernen Dekan aus. Erst die wiederholten Einfälle der Bergvölker aus dem nördlichen Teil des Himalaja und hauptsächlich wohl auch der Mangel an kräftigen Rekruten aus den heimatlichen afghanischen Bergen führten zu einer schrittweisen Schwächung der Zentralgewalt, die schließlich durch die Einfälle Timurs gegen Ende des 14. Jahrhunderts vollständig erschüttert wurde. Die Folge hiervon war, daß zur Zeit, als der Mongole Baber aus Timurs Geschlecht ein Jahrhundert später Indien eroberte und die Herrschaft der Großmogule begründete, die Macht der Herrscher aus afghanischem Geblüt nur ein Schatten gegen einst war.

Als nach zweihundertjähriger Herrschaft die Macht der Großmogule in Trümmer sank, bemächtigten sich vorübergehend Hindu, die kriegerischen Mahratten, des Landes, ja sogar der Hauptstadt Delhi, doch gar bald wälzte sich eine neue afghanische Flut von Westen her über Indien, und der afghanische Fürst Ahmed Schah Abdalli eroberte Delhi 1760. Blutige Kämpfe entbrannten dann noch weiterhin zwischen den Mahratten und Afghanen. Die ersteren wurden zwar in der



Gebirgsbewohner.

fürchterlichen Schlacht bei Panipat 1761 fast vollständig aufgerieben, erholten sich aber trotzdem wieder.

Diese Streitigkeiten zwischen den Bewohnern des Landes, zu denen als dritte Partei noch die Sikhs kamen, benützten die Engländer, um ihrerseits von Kalkutta aus ihre Herrschaft über Nordindien auszubreiten, und sie eroberten 1803 Delhi. Während sich England nun des eigentlichen Indiens hauptsächlich durch klug-hinterlistige Benützung des Rassenhasses zwischen Mohammedanern und Hindu verhältnismäßig leicht bemächtigte, gelang diese Politik in Afghanistan nicht, und das Wort „Afghanistan" ist das trübste in der ganzen englischen Kolonialgeschichte.

Der erste Krieg gegen das eigentliche Afghanistan begann im Jahre 1838, weil dort der Emir Dost Mohammed eine russische Gesandtschaft empfangen hatte und die Engländer fürchteten, daß sich die Russen in Afghanistan festsetzen würden. Eine englische Armee drang nach Kabul vor, wurde aber vollständig niedergemacht, so daß nur ein einziger Überlebender nach Dschelalabad zurückkehrte, um die Geschichte der furchtbaren Niederlage zu berichten. Nun brachten die Engländer eine der größten Armeen zusammen, die sie jemals in Indien verwandten, und es gelang ihnen, den vom Tiefland Indiens über das Suleimangebirge nach dem Hochland von Afghanistan führenden Khaibarpaß zu forcieren und Kabul zurückzuerobern. Sie wurden hierbei durch jenes Geschick unterstützt, das den Engländern seltsamerweise so häufig günstig gewesen ist — im entscheidenden Augenblick wurde der energische, kriegerische Emir von Afghanistan, Schah Schudscha, ermordet.

Auch der zweite afghanische Krieg verlief für die Engländer nicht glänzend. Zwar entsetzte General Roberts mit 10000 Mann Kandahar, indem er 500 Kilometer in 21 Tagen zurücklegte und sich dadurch den



Hängebrücke bei einer Straßenabzweigung.

Titel Lord von Kandahar erwarb, aber trotzdem verlief die von den Engländern als großer Sieg gefeierte Expedition so kläglich, daß die englische Armee Kabul nicht halten konnte, sondern nach Indien zurückkehrte und seit dieser Zeit nicht nur Afghanistan vollständig in Ruhe läßt, sondern auch dem Emir einen bedeutenden jährlichen Zuschuß zahlt.



Geschwollener Gebirgsfluß.

Die teilweisen Erfolge, die die Engländer damals gegen die Afghanen erzielten, verdankten sie den nepalesischen Söldnertruppen, den Gurkha. Diese wurden auf die Berge hinaufgeschickt und mußten die sämtlichen Kämme zunächst von den afghanischen Truppen säubern, bevor sich die tapferen Engländer im Tale weiter zu bewegen wagten. Diese Taktik war damals möglich, da es keine weittragenden Ge-



In den Hochregionen des Himalaja.

wehre gab, die Afghanen daher ihre Stellungen nicht genügend ausnützen konnten. Heute haben sich die Verhältnisse gewaltig geändert, heute sind die Pässe Afghanistans, wie dem Verfasser einmal ein hoher englischer Offizier sagte, für Angreifende vollständig



Gebirgsszenerie im nordwestlichen Himalaja.

unpassierbar, da die Afghanen jetzt durchweg mit modernen Gewehren bewaffnet sind.

Zwar gab sich England die unglaublichste Mühe, diese Bewaffnung zu verhindern, indem es die Küste des Persischen Golfes durch eine ganze Flotte von Kreuzern dauernd abpatrouillieren ließ, die die so-



Am Wularsee, dem größten der Seen Kaschmirs.

genannten Waffenschmuggler abfassen sollten. Im gelegentlichen Kampfe mit diesen machten aber die

englischen Seeleute recht schlechte Erfahrungen und sahen sich außerstande, die fortgesetzte Waffeneinfuhr zu verhüten. Auch mit Artillerie dürfte Afghanistan heute ziemlich versehen sein, da sich sogar in Kabul selbst eine Geschützfabrik befindet und jedenfalls eine Unzahl europäischer Geschütze auf dem Wege über den Persischen Golf eingeführt worden sind.

Für die zu erwartenden Kämpfe, wie auch für den unausbleiblichen Entscheidungskampf in Indien zwischen England und Rußland kommen hauptsächlich zwei Gebirgspässe, zwei uralte Völkerstraßen, in Betracht, der Khaibarpaß und das Dschilamtal.

Von diesen beiden wurde in der letzten Zeit besonders der Khaibarpaß viel genannt. Er stellt die Verbindung zwischen Peschawar und Kabul dar, die etwa 270 Kilometer voneinander entfernt sind. Der Paß erinnert in seiner Wildheit an die berühmten Pylä Caspiä, die Kaspische Pforte, im Albursgebirge und wird stellenweise von himmelhohen, fast senkrechten Felsen umrahmt, so daß ein Vordringen durch den Paß ohne die vorherige Besitznahme der Höhen unmöglich erscheint. Die hinaufführende Straße ist heutzutage so verbessert, daß sie sogar im Auto zurückgelegt werden kann, aber jeder Besuch ist von einer Erlaubnis der Regierung abhängig, und auch dann ist der Ausflug recht unsicher, so daß der Paß nur an zwei Tagen der Woche geöffnet ist, an denen die ganze Strecke von Truppen, den sogenannten Khaibar Riffles, bewacht wird.

Seltsamerweise überlassen nämlich die Engländer die Überwachung jener beiden wichtigsten Gebirgspässe, sowohl der Dschilamstraße als des Khaibarpasses, den Eingeborenen des Landes, da sie selbst dort oben ihres Lebens nicht sicher sind. Denn die gesamte

Gebirgsbevölkerung betreibt das sogenannte „Sniping“ als Lieblingssport, das heißt das Niederschießen eines



Srinagar, die Hauptstadt Kaschmirs, im Hintergrund die Zitadelle.

Feindes von ungeheurer Berghöhe aus, so daß der Überfallene gar nicht weiß, von woher der Schuß gekommen ist. Die Angst vor diesem Sniping und

das dadurch verursachte Fehlen einer europäischen Besatzung dürfte aber, falls es jetzt wirklich zu einem britisch-afghanischen Zusammenstoß und zu einem Mohammedaneraufstand im Pandschab und dem Himalaja kommen sollte, böse Folgen tragen, denn die Khaibar Riffles rekrutieren sich ausschließlich aus Afridi, einem äußerst christenfeindlichen Volksstamm, der außerdem an Grausamkeit und Kriegslust seinesgleichen sucht. Wie die englische Regierung den beiden Bataillonen von je 600 Mann, aus dem die Khaibar Riffles bestehen, und deren einziger englischer Einschlag die Offiziere sind, eine so wichtige Straße anvertrauen konnte, entzieht sich dem Verständnis eines Fernerstehenden.

Von der Höhe des Passes bei Landi Kotal zieht sich die Straße steil hinunter nach Landi Kana, das gegen 700 Meter tiefer liegt. Jenseits der englischen Grenze ist die Straße natürlich nur noch ein Saumpfad, zumal die Straßen im afghanisch-indischen Grenzgebirge ebenso wie im Himalaja zum großen Teil recht schwierig im Stand zu halten sind. Es finden sich nämlich große Bergwände aus Konglomeratgestein, das, aus jüngeren Erdperioden stammend, von geringer Festigkeit ist und sich durch starke Regengüsse auflöst, so daß Geröll und gewaltige Felsblöcke, die in jenem Konglomerat eingebettet waren, die Straße verschütten und oft in den Abgrund reißen. Eine weitere Schwierigkeit liegt in den Gebirgsbächen und -flüssen, die bei stärkerem Regenfall oder Tauwetter im Hochgebirge plötzlich anschwellen und die hindurchführende, meist brückenlose Straße auf Tage hinaus unbenützbar machen.

Dieser Übelstand tritt noch mehr zutage bei der anderen, größeren und wichtigeren Militärstraße, der



Religiöse Versammlung vor einer Moschee in Srinagar.

Straße nach Kaschmir. Während der Khaibarpaß nur den Verkehr mit Afghanistan vermittelt, laufen im Tal



Alte Brücke und Straße quer durch den Dalsee. Im Hintergrunde die Zitadelle von Srinagar.

von Kaschmir alle Gebirgsstraßen aus Tibet, China, Tschitral und vor allen Dingen aus dem größtenteils russischen Pamirhochland zusammen, so daß sich ein etwaiger Kampf

zwischen Rußland und England wohl in diesem schon so oft von Blut überschwemmten Tale abspielen dürfte.



Gebirgsdorf an der Straße zum Pamirhochland.

Das ist wohl der Grund, warum die Engländer die Regierung von Kaschmir gezwungen haben, mit ungeheuren Kosten und einem geradezu furchtbaren

Verlust an Menschenleben die berühmte Dschilamstraße zu erbauen. Diese beginnt bei der stark befestigten, 500 Meter hoch am Rande des Himalaja gelegenen Grenzstadt Rawal Pindi und ersteigt zunächst in steilen Windungen den Bergrücken von Murree, wo sich eines der bekanntesten Gebirgssanatorien des Himalaja befindet. Von der Straße, die in jedem Jahr dutzende Male durch Erdrutsche zerstört wird, zweigen sich dann zur Rechten und Linken, besonders nach dem Norden zu, wichtige Straßen ab, für die die Engländer vielfach seltsame kleine Hängebrücken erbaut haben.

Auch diese Straße wird nicht von englischen Truppen bewacht, vielmehr hat die englische Regierung das vom Dschilam durchflossene Tal von Kaschmir, das ausschließlich von Mohammedanern bewohnt wird, seltsamerweise einem Hindufürsten, dem Fürsten von Dschamu, verkauft, um so wiederum die Todfeindschaft zwischen Hindu und Mohammedanern zu Englands Gunsten auszuspielen und in der Person des Hindufürsten einen treuen Wächter für diese Gebirgsstraße zu besitzen.

Hinter einer großartigen Gebirgsenge bei Baramula weitet sich plötzlich das Gebiet, durch das die Straße führt, und vor dem entzückten Ankömmling breitet sich das paradiesisch schöne Hochtal von Kaschmir mit seinen Seen und der Hauptstadt Srinagar aus. Es war schon das Buen Retiro der Großmogule, die dort wunderbare Paläste, vor allem aber auch seiner strategischen Bedeutung wegen eine gewaltige Festung auf ragendem Bergrücken, die Zwingburg des Lotostales Hari Parbat, errichteten.

Obwohl unter Hinduoberhoheit, herrscht im Tale von Kaschmir reges mohammedanisches Leben, wovon

die zahlreichen Moscheen und religiösen Versammlungen Zeugnis ablegen. Heute bekennen sich nur noch die wenigen Gebildeten, die Punditen, zum Hinduismus.

Vom Kaschmirtal aus führen nun uralte Völkerstraßen hinüber nach Pamir, Jarkand, Leh, Tibet und so weiter, winden sich entlang am Fuße der Gletscher und führen vorbei an seltsamen, terrassenförmig aufgebauten Gebirgsdörfern.

Auch in diese einsamen Hochregionen des westlichen Himalaja, die dem indischen Wetterwinkel so bedenklich nahe liegen, dürfte inzwischen der Ruf des Kalifen in Konstantinopel gedrungen sein; auch hier dürfte den Engländern in den kriegerischen Bergbewohnern ein Feind erstehen, der ihnen immerhin mancherlei zu schaffen machen könnte. Vor allem durch ihr Beispiel. Denn wie die wilden Gewässer ihrer gebirgigen Heimat nach der Schneeschmelze hoch anschwellen und sich verheerend über das Tiefland vor dem Fuße des Himalaja ergießen, so mögen diese mohammedanischen Bergbewohner die Flammen der Empörung hinaustragen unter die stammverwandten und demselben Glauben anhängenden Bewohner Hindostans, und niemand kann wissen, wo und wann der verderbenbringende Brand sein Ende haben wird. England, hüte dich!

Die Kanonen im Elsaß

Novelle aus der Gegenwart von Fritz Sänger

(Nachdruck verboten)

Mitte Juli war es, als dieser lange Mensch ins Dorf kam und sich im „Rebstock“ einmietete. Dem Rebstockwirt, dem Stoller, konnte es nur recht sein; denn der lange Kerl hatte nicht nur Geld, sondern auch einen gediegenen Durst, der nicht beim dritten Viertel versagte; einen Durst, der ansteckte und sich auf die anderen Gäste übertrug, so daß im „Rebstock“ sich die Einnahmen auf eine sonntägliche Höhe erhoben und durch die ganze Woche darauf verharrten. Auch sonst war der Mann nicht übel; er sang ausgezeichnet und riß alle Gäste in seine gute Stimmung hinein, so daß die Bauern des kleinen Bergdorfes in den Vogesen auf einmal einen höheren Schwung ihres geistigen Daseins erlebten.

Auch für die Frauen und Mädchen im Dorf fiel etwas ab; Herr Kansel war nämlich künstlerischer Photograph. Nicht etwa Berufsknipser, denn von denen sprach er mit einem überlegenen Gesichtsausdruck. „Das sind die Kärrner für uns,“ pflegte er zur näheren Erklärung beizufügen, „die machen das Handwerksmäßige; ich fasse ein Bild im Feld, im Wald, am Wassergraben, im Steinbruch, überall, das kommt gar nicht auf den Ort, es kommt ganz allein auf das Erfassen an.“

Blondelse, der Wirtin Töchterlein, war nun schon fünfmal photographiert worden, die Wirtin dreimal, fast alle Mädchen im Dorf zum mindesten je einmal, und zwar ging das alles als „Abfall“ nebenher. Man bekam die Bilder und bezahlte nichts dafür. Herr Kansel stellte die Leute in die Landschaft, wie es seinen künstlerischen Eingebungen entsprach, und war

noch glücklich, wenn sie eben gerade so stehen oder liegen blieben, wie er es meinte, bis er sie auf der Platte hatte. Gegen einen solchen Mann ist eigentlich nicht viel einzuwenden.

Nur der Schanni, der alte Waldhüter, schüttelte seinen grauen Schädel.

Schanni war ein mittelgroßer Mann mit einem grau-schwarzgelb gesprenkelten Bart, roten Bäcklein und einer Prisennase. Etwas Pfiffiges sprach aus seinem ganzen Gesicht, aber seine Pfiffigkeit konnte nie aufdringlich werden, denn er sprach in nichts hinein, wenn er nicht gefragt wurde. Er trank gern seinen Schoppen Wein, und das tat er jedesmal mit einer feiertäglichen Miene, obwohl es fast alle Werktage geschah. Er pflegte beide Hände, wie zum Gebet, um das Glas herumzulegen, gebückt dazusitzen und zu schweigen. Dabei saß er immer in der gleichen Ecke im „Rebstock" und bot immer denselben Anblick.

Im übrigen hatten die Leute im Dorf in diesem gesegneten Sommer 1914 so viel in Feld und Äckern zu tun, daß sie sich weder um den Herrn Kansel noch um den Schanni, der nicht mit ihm zufrieden war, noch sonst irgendwelche Dinge in der Welt viel Kopfzerbrechen machten.

Auch noch als die Nachricht kam, daß da unten irgendwo, an einer anderen Ecke des Welttheaters, in einem kleinen Städtlein, in einem Lande, von dem man nur wußte, daß die Mausfallenhändler da zu Hause waren, ein gemeines und politisches Verbrechen verübt worden war, kümmerte sich kein Mensch weiter um die Geschehnisse in der Welt draußen. Allerdings witterten einige ganz Feinhörige, daß es da Gelegenheit gab, die in allen Dörfern im Elsaß vorhandenen

politischen Uneinigkeiten aufzuwärmen. Diese Uneinigkeiten ergaben sich daraus, daß ein Teil, und auf dem Lande war es der weitaus größere, unbedingt zu allem, was deutsch ist, schwur und neigte, ein anderer aber über die Westgrenze schielte. In gewöhnlichen Zeiten hat das wenig zu sagen — es ist, wie wenn einer die braunen Gäule den schwarzen vorzieht. Sobald aber irgend ein besonderes Ereignis eintrat, konnten diese Strömungen heiße Wortkämpfe oder auch blutige Köpfe zur Folge haben.

Aber so weit war es nun noch lange nicht. Herr Kansel machte zwar ein ernstes Gesicht, ging öfters als sonst nach Mülhausen und sagte, daß es wohl kommen möchte, daß er eines Tages abreisen müßte.

Der Stollertöni benützte die Gelegenheit, um sich einen richtigen Rausch anzutrinken. „Wenn so etwas passiert," behauptete er, „dann muß der Mensch mitfühlen!" Der Töni war der leibliche Bruder des Rebstockwirtes Stoller, aber im übrigen sternenweit von ihm entfernt. Und weil er jede gute und jede schlechte Gelegenheit zum Trinken benützte, so kehrte sich niemand an diese Redensart.

Erst als der Wilkefranz in Urlaub kam und erzählte, daß man in der Kaserne von allerlei Möglichkeiten spreche, da horchte sogar der Rebstockwirt auf. „Was meinst denn du nun, Franz?" sagte er und schob sein Glas an den Tischrand, wo der Urlauber saß. „Du hast doch ein Paar Augen im Kopf, ist etwas dran oder ist nichts dran?"

Der Franz wußte, daß man dem Rebstockwirt nicht antworten durfte wie irgend einem, drum antwortete er erst nach einer Weile angestrengten Besinnens: „Es ist was dran, Stoller, aber ich denke doch, das sollten die da unten allein unter sich ausmachen

können. Sonst aber muß ich sagen, Ihr dürft nicht zu viel auf meine Meinung geben!“

Draußen knallte einer mit der Peitsche. Der Wirt stand langsam auf und ging durch die Türe nach dem Hof.

Sowie man ihn nicht mehr sah, trat Else ganz nahe an Franz Wilke heran, faßte rasch seine Hand und fragte schnell und ängstlich: „Franz, könnte es denn wirklich Krieg geben?“

„Es kann noch viel vorher geschehen, Else.“

„Und du müßtest mit?“

„Ganz sicher!“

Else sah nach der Türe, ließ seine Hand los und trat etwas zurück. „Aber gelt, Franz, du brauchst doch nicht gerade dahin zu kommen, wo es gefährlich ist?“

„Dahin, wo es am gefährlichsten ist, Else. Das ist so gewiß wie das Brot in der Lade!“ sagte ruhig und selbstsicher der junge Mann, und als er dabei in des Mädchens Antlitz sah, da wurde er nicht traurig. Diese liebe Sorge ließ ihn froher sogar, wie es schien, fragen: „Wenn mir was passierte, ging's dir denn so nahe?“

Sie trat an das Fenster. Draußen führten sie eben ein Pferd in den Stall, der Vater konnte jeden Augenblick wiederkommen. Sie sah Franz nicht an und sagte halblaut: „Ja, Franz — weißt, weil wir doch immer so gut zueinander gewesen sind. — Aber das ist doch alles nicht wahr, du hast mich bloß —“

Eben ging die Türe auf, und ein Fuhrmann kam herein im Gespräch mit dem Rebstockwirt. „Viel Wein gibt es nicht, aber es dürfte nicht der schlechteste sein. Jedenfalls für den Preis, wie ich Euch sagte, ist er nicht zu hoch bezahlt.“

Die beiden waren an den Tisch getreten.

Der Wirt wandte sich dem Mädchen zu: „Hol einen Liter Elfer!“

Als Else an den Gläserschrank trat, mußte sie bei den beiden vorbei. Der fremde Fuhrmann faßte sie bei der Hand, zwang sie, stillzustehen, und besah sie von oben bis unten.

„Ist das Eure Tochter, Stoller?“ fragte er.

„Das ist sie.“

„Jeden Respekt! Das Exempel ist nicht bös. Habt Ihr viel so?“

Else ging eine Literflasche holen und verschwand dann durch die Tür nach dem Keller.

„Ich hab' nur eine so,“ sagte der Wirt.

„Ich hätt' gar nicht gedacht, daß Ihr noch ein so junges Mädel habt.“

„Meine zweite Frau hat es mit in die Ehe gebracht; ich bin sein Stiefvater, aber ich hab' es weiß Gott so gern wie ein eigenes Kind.“

Dann fuhren sie fort, über ihren Weinhandel zu reden.

Währenddem kam der Schanni, setzte sich in den Winkel, bestellte sein Glas Wein und wartete ab. Als Else ihm das Viertelglas vorsetzte, behauptete er: „Das ist nicht der recht'!“

„Doch, er ist's!“ behauptete das Mädchen.

„Er ist's nicht,“ sagte der Alte, „da versuch ihn, du wirst's gleich merken!“

Else nahm das Glas und trank prüfend einen Schluck. „Ich weiß nicht, was da zu merken wäre, es ist Zwölfer, wie Ihr ihn bestellt habt!“ sagte sie und setzte das Glas wieder hin.

Schanni lachte verschmitzt, nahm das Glas und trank. „Das hab' ich gleich g'wußt, aber ich hab' haben wollen, daß du zuerst dein Göschle dran wetzest. So schmeckt er mir besser!“

Jetzt legte Schanni wieder seine Hände um das Weinglas, und Else ging an einen anderen Tisch, wo Franz saß, der ihr lachend entgegenrief: „Dem bist wieder auf den Leim gegangen!"

„Er ist ein alter Narr!" sagte Else.

„Ein gerissener Windhund ist's. Nicht jeder versteht sich so auf das, was schön ist in der Welt. Allein das, wie er sein Viertel trinkt, sollte prämiiert werden!"

„Meinst — du?" sagte Else langsam, dann stand sie auf und ging hinaus in die Küche.

Der Wirt und der Fuhrmann waren inzwischen über den Wein von Anno 1914 einig geworden; Schanni trank bedächtig; Franz zog sich auf seine Gedanken zurück. So war es ziemlich ruhig in der Wirtsstube, als Herr Kansel und der Stollertöni eintraten. Der lange Herr legte seinen großen, kostbaren Photographenapparat auf den Tisch, schob zwei Stühle vor und ließ erst den anderen Platz nehmen, ehe er es selber tat.

„Das war ein harter Strich!" sagte Herr Kansel. Und weil er sowieso für die ganze Stube reden wollte, fügte er hinzu: „Heut' hab ich den Rütibuck genommen, das hat eine wirkungsvolle Aufnahme gegeben."

„Auf dem Rütibuck," sagte der Franz, „da ist's doch fürchterlich langweilig; da möcht' ich nicht einmal begraben sein!"

Der Lange sah sich im Vordergrund, wie er es gewünscht. „Mein lieber junger Freund," begann er mit Gönnermiene, „das ist eine andere Sache. Da sieht man über sämtliche Hügel um ganz Mülhausen. Die Herren in München, in Wien und in Paris, für die ich arbeit', die verstehen das besser als wir; auf die Impression kommt es an, allein auf die Impression. — Sie wissen nicht, was eine Impression ist? Eine

Impression, das ist das Kolorit und die Szenerie, und darauf kommt es für die Herren an. Ja, Sie glauben nicht, wie wichtig die allerkleinsten Dinge sein können."

Der lange Herr Kansel setzte sich, befriedigt von seinen gelehrten Auseinandersetzungen, und das Echo neben ihm fuhr fort: „Ja, das glaubt unsereiner gar nicht, wie wichtig die kleinsten Dinge sein können."

Herr Kansel machte viel Geräusch um sich herum. Erst als Else den Wein brachte, kam er zur Sache, nämlich zum Trinken.

Schanni stand auf und schlich unbemerkt davon. Nicht viel später entfernte sich auch der Fuhrmann; er müßte noch vor Abend in Mülhausen sein. Der Wirt half ihm draußen die Pferde anspannen.

Währenddem kam Frau Stoller in die Wirtsstube, eine große, straffe Erscheinung.

Ihre erste Aufmerksamkeit galt dem Herrn Kansel. „Haben Sie gut geschafft heut'?" fragte sie.

„Ich danke, Frau Wirtin," antwortete der Gast. „Es war ein klarer Tag, ein sehr ertragreicher Tag!"

„Ein ganz klarer Tag war es," bestätigte das Echo und tat gleich darauf einen tiefen Zug aus dem Glas.

„Das Essen ist in zehn Minuten fertig," meinte die Wirtin.

„So lange reicht unser Liter," sagte Herr Kansel.

„Ja, ja, so lang schon," bestätigte das Echo und trank wieder.

Freundschaftlich legte der Herr Kansel den Arm um die Hüfte der hochgewachsenen, aufrechten Frau, die jetzt dicht neben ihm stand, und sagte: „Frau Rebstock kocht so gut, daß einem das Warten jedesmal schwer wird."

Die Wirtin machte sich los und meinte: „Dann will ich zusehen, daß es schneller geht."

Dem Franz Wilke paßte die Gesellschaft offenbar nicht; er zählte das Geld für seine Zeche auf den Tisch, stand auf und griff nach seiner Mütze.

„Guten Tag allerseits!“ sagte er, und er war schon unter der Türe, als die anderen antworteten.

* * *

Am anderen Tage gegen Abend sammelte sich auf einer breiten Straße in Wien vor einem prachtvollen Gebäude ganz langsam eine Menschenmenge an. Es war eine schwere, erwartungsvolle Stunde: auf sechs Uhr war die Antwort der serbischen Regierung auf das österreichische Ultimatum verlangt.

Eine äußere Aufregung war kaum zu merken; ruhig und gefaßt harrten da die Menschen, wohl so an zehntausend. Die wenigsten kannten einander, aber derselbe Gedanke, die gleiche Erwartung verbanden in diesem Augenblicke Arbeiterfrauen und Herren der oberen Stände, Kinder und Grauköpfe, junge Kaufleute, Studenten und Handwerker.

Wagen kamen, Wagen gingen; still und willfährig machte das Volk den Offizieren und Beamten, die auf das große Haus zustrebten, Platz. Es gingen Stunden vorüber. Die zehntausend, die da warteten, waren nicht müde geworden; es kamen immer noch andere hinzu.

Es war acht Uhr und siebzehn Minuten, als aus dem großen Gebäude ein Mann trat, der einen Zettel in der Hand trug. War es schon vorher nicht laut gewesen, jetzt wurde es mit einem Male auf dem großen, offenen Platz totenstill. Trotzdem hörten nur die zunächst Stehenden, was da verlesen wurde.

„Die serbische Regierung hat das Ultimatum abgelehnt!“

Das war der Haupt- und Kernsatz. Es folgten noch drei Sätze, die meisten hörten weiter gar nicht darauf, denn jetzt wußten es alle: „Krieg!"

Einer sagte es dem anderen durch die ganze Straße, durch die Zehntausende hindurch. Es war kein Geschrei, es war ein stilles Weitergeben eines furchtbar schweren Wortes, und es ging bis an die letzten Reihen, es ging in die Häuser, und es breitete sich weiter aus in die anstoßenden Straßen.

Währenddem begann es, seltsam war es, erst wie ein Gemurmel, das wuchs und wuchs, bis es alle in seinen Bann zog, und es wurde ein Gesang daraus, der freilich mit keinem Gesang, den Menschen sonst hören, zu vergleichen ist. Er war weder besonders stark, noch besonders schön und doch eindrucksvoller als alles, was man beschreiben kann.

— — — — — — — — — — — —

In dem fernen elsässischen Vogesendörflein wußte von alledem vorerst niemand etwas, und wenn sie es gewußt hätten, sie würden wohl gesagt haben: „Was geht uns das an?"

Aber schon am anderen Tage ging es einen an, das war der Franz Wilke, der sofort sich auf den Weg nach seiner Garnison machen mußte, obwohl sein Urlaub noch nicht abgelaufen war. Seine Garnison lag in Württemberg, und er hatte so viel Zeit, daß er bis zum Abend im Dorf bleiben konnte, mußte aber dann mit dem letzten Zug der Nebenbahn nach Mülhausen fahren und dort auf den ersten Frühzug nach Schwaben warten.

Den Abend saß er im „Rebstock" mit anderen jungen Männern zusammen. Auch Herr Kansel, die Wirtin und ihr Töchterlein waren dabei. Der Wirt hatte sich früh zur Ruhe begeben, weil er um ein Uhr mit einem

Wagen Holz die Reise nach Mülhausen antreten wollte. Auch die übrigen zogen sich zurück, so daß zuletzt nur noch Franz Wilke, ein Freund von ihm und Else da waren.

Beim Fortgehen ging Else mit bis unter die Haustür. Der Freund mußte wohl der Meinung sein, daß die beiden sich allein sprechen wollten; ohne Abschied verschwand er.

Von dem Kirchlein auf dem Hügel schlug es elf Uhr.

„Jetzt hab' ich meinen Zug verfehlt," sagte Franz.

„Was machst nun?"

„Ich fahr' auf ein Paar Holzschuhen den Berg hinunter."

„Dann wärst noch lange nicht in Mülhausen. Aber das soll sehr schlimm sein, Franz, wenn man nicht zur rechten Zeit einrückt."

„Ja, Maidle, es können drei Ferientage bei Wasser und Brot dabei herausschauen, aber ich rück' ein. Bis nach Mülhausen sind es vier Stunden zu Fuß; wenn ich mich jetzt auf den Weg mach', so kann ich mich noch eine Stunde mit dem Mond besprechen, und es langt doch."

Else besann sich, dann trat sie vor das Haus und sah nach dem Fenster, das zu dem Schlafzimmer der Eltern gehörte; es war dunkel. „Ich will ein Stücklein Wegs mit dir gehen," sagte sie leise.

„Aber dann mußt du doch allein heim."

„Das rechne ich jetzt nicht."

Sie löschte die Lampe im Hause, zog die Türe zu, ohne sie zu schließen, und dann gingen sie beide durchs Dörflein an stillen, finsteren Häusern vorüber.

Als sie weit genug weg waren, begann Franz: „Fährt dein Vater immer noch so oft nach Mülhausen? Er wäre doch reich genug jetzt und könnte sich endlich mehr Ruhe gönnen."

„Er tut es vielleicht gar nicht des Verdienstes wegen. Früher schon, aber jetzt aus Pflichtgefühl."

„Pflichtgefühl?" Franz blieb stehen.

„Ja, Pflichtgefühl! Er meint, daß jeder Mensch so viel arbeiten soll, wie ihm möglich ist."

„So, dreihundertfünfundsechzig Tage arbeitet er von früh bis Nacht, und so an dreihundert Nächte im Jahr bringt er auf der Landstraße zu, was hat er denn vom Leben?"

„Das hab' ich mich auch schon gefragt, aber auf seine Weise hat er vielleicht mehr davon als wir beide miteinander. Grad jetzt seh' ich das. Du, schau da hinunter ins Tal!"

Sie sahen beide hinunter. Sie sprachen ein paar Minuten nichts und gaben sich beide dem geheimnisvollen Zauber des Augenblicks hin. Um sie duftete das reife Korn, silbern lag das Mondlicht über dem Wasgenwald, und die großen Bäume, die einsam standen, warfen lange Schatten. Da unten zu ihren Füßen zog sich ein Flußtal hin, und friedliche Dörflein lagen drin. Hinter dem Tale hoben sich die höheren Berge des Wasgenwaldes empor, ganz klar und merkwürdig nahe schienen sie jetzt, so daß, wenn man das Tal nicht so deutlich gesehen hätte, man glauben konnte, es wäre nur ein großer Schritt dahinüber.

„Was meinst du? Ist jemand, der dreihundert Nächte das sieht, gar so sehr hinter denen zurück, die es verschlafen?"

„Aber Else, er macht sich doch hin dabei!"

„Er ist heute sechsundfünfzig Jahre alt, und keiner seines Alters steht so fest auf den Beinen wie er. Weißt du, Franz, früher nannte auch ich das schinden und schuften, aber ihm ist es etwas anderes."

Sie kamen im Sprechen in ein anderes Dorf.

„Willst du jetzt nicht lieber umkehren, Else? Du mußt doch allein zurück, und es ist eine gute Stunde."

„Ich bin noch jung genug, daß ich nicht mit den Stunden rechnen muß."

Sie gingen still weiter.

Erst als sie das Dorf durchschritten hatten, begann Else: „Weißt, ich wollte dir etwas ganz Bestimmtes sagen, darum bin ich mitgekommen; aber es ist schwerer, als ich gemeint habe."

Franz legte die Hand um des Mädchens Schulter. „Ich hab' es schon gemerkt. Geht es mich und dich an?"

„Nein, es geht die Mutter an."

„Deine Mutter?"

„Ja, und den Vater."

„Leben sie nicht gut zusammen?"

„Doch, o doch, aber — Franz, sag, was hältst du von dem Kansel?"

Franz ließ seine Hand von Elses Schulter heruntergleiten. „Das will ich dir sagen. Wenn ich den Kerl sehe, so suche ich immer nach einer Handhabe an ihm."

„Nach einer Handhabe?"

„Ja, wo man ihn packen könnte und ins Zuchthaus bringen, denn dahin gehört er. Ich weiß nicht warum und nicht wofür, aber dahin gehört er."

„Hast du etwas gesehen, Franz?" fragte Else rasch.

„Was meinst du?"

„Es ist so furchtbar für mich, es zu sagen, ich meine — ob du irgend etwas gemerkt hast, das die Mutter anginge?"

Franz blieb stehen. „Jetzt versteh' ich dich erst. Daran habe ich wahrhaftig nicht gedacht; aber ich fürchte auch nichts, was du meinst. Der Stoller steht mir nicht so nah, aber das weiß ich, er ist ein ganzer Mann. Hinter dessen Rücken tut deine Mutter nichts."

„Um so schlimmer, wenn —"

„Sie es dennoch täte! Meinst du?" fragte Franz.

Sie gingen weiter.

Erst nach einer Weile sagte Franz: „Wir zwei sollten nicht darüber nachdenken. Wir könnten nie etwas ändern. Übrigens, ich glaub' an deine Mutter, an ihre Rechtlichkeit und an ihre Art."

Else faßte seine Hand: „Ich danke dir, Franz, und ich will auch nicht mehr darüber nachdenken. Und jetzt möchte ich wieder umkehren."

„Wenn du jetzt zurückgehst, dann kannst du deinem Vater begegnen. In einer Stunde ist er so weit weg, daß du ihn sicher nicht mehr triffst; aber wir könnten uns so lange an den Rain setzen, daß dein Weg nachher kürzer ist."

„Dann wollen wir lieber weitergehen, es kommt mir auf den Weg nicht an."

Und sie gingen, bis ein schmaler Streifen Helle über dem Schwarzwald drüben daran mahnte, daß der neue Tag im Anzug war. Zum Abschied wollte Franz das Mädel küssen.

Else aber wehrte ihn ab. „Nicht, Franz — ich bin mit dir gegangen und nicht du mit mir. Zum Scherzen ist jetzt keine Zeit."

„Aber zum Ernst, Else!"

„Wäre nicht die rechte Stunde."

Da ließ er sie los.

Sie drückten einander die Hand, und das Mädchen ging zurück. Franz Wilke blieb stehen, bis er nichts mehr von ihr sah.

Aber auch dann blieb er noch immer stehen, und er dachte darüber nach, daß es ein Unglück für ihn war, daß dieses Mädchen die Tochter Stollers geworden. Sonst wäre sie die vaterlose Blondelse aus dem Unter-

dorf gewesen, ebenso aufrecht und ebenso brav und schön wie jetzt. So aber war sie ein Glied der reichsten Familie im Dorf, und er, der Wilkefranz, mit den paar armseligen Stücklein Land, die er sich erspart hatte, brauchte sich weiter den Kopf nicht über sie zu zerbrechen. Wenn es Zeit sein würde, dann fand der Rebstockwirt für seine Else einen Mann, der gerade reich genug war, um den Wilkefranz gar nicht zu sehen.

Das war nicht die beste Wegzehrung, sich mit solchen Gedanken zu unterhalten. Schließlich sang der Wilkefranz ein frohes Wanderlied, nur um damit fertig zu werden.

Else ging rasch den Berg hinan. Beim letzten Dorfe machte sie einen großen Umweg. Es war zwar noch finster, aber man konnte doch schon einem Mähder begegnen. Auch vor dem eigenen Heimatdorf wählte sie einen Fußweg hinter den Häusern.

Als sie eben da einbiegen wollte, stand ein Mann vor ihr. Er sah ihr ins Gesicht und sagte: „Maidle, Maidle, was machst du für Sachen?“

Es war der alte Schanni, und in seinem Tone lag schon die Aussöhnung mit seinem Vorwurf.

„Ich habe den Franz begleitet,“ antwortete Else ruhig.

„Das hättest du mir gar nicht zu sagen brauchen, ich weiß, daß du ein brav Maidle bist. Aber hier im Dorf mußt du dich in acht nehmen, da darf dich niemand sehen, kein Mensch darf dich sehen. Laß mich vorausgehen, ich will zusehen, ob der Straßenrand sauber ist.“ Und ehe Else abwehren konnte, schob er sie in eine finstere Ecke zwischen zwei Häusern und schlich den Fußweg entlang, dem „Rebstock“ zu.

Als er das Haus sah, blieb er stehen. Er hatte nicht nötig, seine Augen besonders anzustrengen. Im zweiten Stock brannte an einem bestimmten Fenster ein Licht.

Er pfiff durch die Finger, das Licht verlosch augenblicklich.

Jetzt ging er zurück zu dem Mädchen.

„Warum habt Ihr gepfiffen?“

„Es war ein Fuchs unterwegs.“

„Wer war unterwegs?“

„Oder ein Iltis. Ich hab' ihn fortgepfiffen. Mach, daß du jetzt heimkommst, frag nicht weiter, und horch auf keinen Treppen herum — verstanden!“

Wenn es Tag gewesen wäre, so würde der Schanni gesehen haben, daß Else mehr verstanden hatte, als ihm selber recht war. So sah er nur ein Mädchen mit gesenktem Kopf durch einen dunklen Fußweg schleichen. Als sie verschwunden war, ging er rasch fort, dem Wald entgegen, um nach Holzfrevlern zu suchen, auf die er es ja abgesehen hatte.

* * *

In den letzten Julitagen zog sich über dem Elsaß ein Gewitter zusammen, an dessen Entladung bisher nur wenige im Ernst geglaubt. Was hatte das Bergdörflein sich bis dahin um die Händel und Meinungsverschiedenheiten der großen Welt gekümmert! Man besäte seinen Acker, holte das Heu von den Wiesen, grub im Weinberg und nahm den Ertrag, wo er war. Man hatte seine kleinen Händel, kleinen Sorgen und seinen kleinen Ärger, wie überall in der Welt, wo Menschen wohnen. Jetzt aber ahnte man auf einmal, daß alle Zerstörungsmittel und alle Kräfte zweier mächtigen Reiche darauf drängten, sich gerade in diesem von Natur reich bedachten Streifen Erde zu messen. Dazu machte sich schon jetzt ein unheimliches Mißtrauen gegen den und den, mit dem man bisher zusammengelebt, geltend.

Herr Kansel war es, der zuerst das Wort Spion in die tägliche, ja in die stündliche Unterhaltung einführte. Er selber entfaltete auf einmal eine Arbeitsfreude, die man hinter ihm nie gesucht hätte. Er ließ daneben die Markstücke rollen, daß es manchmal im Wirtshaus nicht genug Stühle gab, um alle, die er bewirtete, sitzen zu lassen.

„Wenn euch einer begegnet, der nicht den Hut abzieht, wenn man von der deutschen Armee spricht, dann schlagt ihm den Kopf mitsamt dem Hut herunter!" predigte er immer wieder.

Der größte Teil der Leute im Dorf hatte natürlich Besseres zu tun, als auf die Sprüche und Seelenergüsse des Herrn Kansel zu hören, aber er fand doch immer sein Gefolge, dafür sorgte seine volle Börse. Er floß so sehr über von echt deutschem Patriotismus, daß er nicht nur denen, die in Frankreich einen Nachbar sahen, mit dem sich unter Umständen schon leben ließ, sondern auch den durch und durch Deutschgesinnten unangenehm wurde.

Darüber kam eines Tages die Mobilmachung. Das Gewitter war da. Dem Elsaß galt es, darüber konnte kein Zweifel sein. Bis in das entlegene Dörflein hinauf wurden eine Menge Maßnahmen getroffen, die es handgreiflich vor Augen führten: Truppentransporte, Bahn- und Brückenbewachung, Absperrung von ganzen Gebieten und vieles, vieles andere. Dazu kamen die Nachrichten von der Grenze.

Aus der bangen Ahnung wurde in wenigen Tagen eine furchtbare Gewißheit.

Es war an einem Mittag, im „Rebstock" saß in der Wirtsstube die Familie Stoller mit den zwei Knechten und einer Magd gerade am Mittagessen. In einer Ecke saß der Schanni bei seinem Viertel Wein. Da

plötzlich ein dumpfer Schlag! Man hörte es, und man fühlte es zugleich: der erste Kanonenschuß.

Es war im Augenblick wie eine künstliche Erstarrung alles Lebens, es war, als wenn die Hände, die das Essen nach dem Mund führten, in der Luft stecken blieben, es war, als wenn die Luft auf einmal dick geworden wäre.

Das dauerte ein paar Atemzüge — dann der zweite Schlag!

Else stand auf, doch da alle anderen sitzen blieben, so sah sie nach dem Vater, als wollte sie fragen, was sollen wir tun? Der Stoller saß ruhig, in seinem derben, kernigen Gesicht war keine Veränderung eingetreten.

Plötzlich ein dritter Schlag! Das mußte eine andere Sorte sein; er dröhnte dumpfer, und man fühlte die Luft nachzittern.

„Meister, das Vieh wird unruhig werden, ich will in den Stall gehen," sagte ein alter Knecht.

Der Stoller antwortete nicht sogleich, und der Knecht stand auf.

„Bleibt nur alle da und eßt. Das Vieh wird sich daran gewöhnen müssen und wir auch," sagte endlich der Stoller.

Der Knecht setzte sich, und auch Else nahm wieder Platz. Man begann zu essen, und nun folgte eine größere Pause.

Da mit einem Male, fast gleichzeitig, mehrere Kanonenschüsse!

Else stand auf, schob den Stuhl zurück und sagte halblaut: „Vater, ich kann nicht!"

Im Hinausgehen warf sie einen Blick auf Schänni, den sie seit jener Nacht als einen geheimen, aufrichtigen Freund betrachtete.

Schanni saß zusammengedrückt; wieder umfaßte er mit beiden Händen sein Glas. Es war aber wie eine mechanische Umklammerung, Schanni hatte die Augen in die Stube hinausgerichtet, so daß Else durch sein Gesichtsfeld ging, aber er sah sie nicht, die Augen waren stier und sinnlos.

Es war niemand davon überzeugt, daß man sich an das Schießen der Kanonen gewöhnen könne, aber sie aßen zu Ende, weil es der Stoller gewünscht hatte.

Dann gingen die Knechte in Stall und Schuppen, die Magd trug das Geschirr ab, und Frau Stoller sah in der Küche nach dem Herd.

Stoller blieb sitzen und sah auf den Tisch, wie er zu tun pflegte, wenn er etwas überdachte. Er tat nie etwas unbesonnen, und mit jedem Schritt, den er machte, war er sparsam.

Indessen arbeitete seine Frau fieberhaft. Sie war durch die Küche in das obere Stockwerk des Hauses geeilt, dort nahm sie aus einer Schieblade eine Anzahl Papiere heraus, ordnete sie rasch und sah immer wieder mit scheuen Blicken nach der Tür. Einen Teil dieser Papiere zerriß sie und schob sie in eine Tasche ihres Kleides, einen anderen Teil legte sie zurück, und einen dritten Teil verbarg sie an ihrer Brust. Dann ging sie an ihren Kleiderschrank, ordnete auch dort und hängte gewisse Stücke so, daß sie unmittelbar zur Hand waren.

Auf den lauten Ruf ihres Mannes hin ging sie aber sofort die Treppe hinab, und wenn vorher eine unruhige Hast auf ihrem Gesicht gewesen, jetzt war sie wieder ganz die Ruhe und Würde, die sie sonst immer zur Schau trug.

„Margarete," sagte der Stoller, „man braucht nicht das Schlimmste zu fürchten, aber man muß darauf

gefaßt sein. Lege an Kleidern und sonstigen Sachen bereit, was man mitnehmen könnte auf einem kleinen Wagen, ich will den Wagen in der Scheune zurechtstellen."

„Das habe ich auch gedacht und schon einiges geordnet," antwortete Frau Stoller, drehte sich um und ging wieder nach oben.

Stoller sah ihr nach. Er hatte trotz seinen sechsundfünfzig Jahren noch nicht den Sinn für die Schönheit seiner Frau verloren. Er faßte nur den Begriff Schönheit ganz anders, als man das gewöhnlich tut. Es gehörte für ihn nicht nur ein wohlgeschnittenes Gesicht, ein straffer Körper, eine kernige Art in der Bewegung, es gehörte der ganze Innenmensch dazu. Er war einfach in seinem Denken, aber ursprünglich und echt, und wäre seine Frau zufällig das gewesen, was man sonst häßlich nennt, er hätte für sich allein den Begriff Schönheit so geprägt, daß sie für seine Augen schön gewesen wäre, wenn sie nur eben sonst das war, was er von seinem Weibe und seiner Lebensgefährtin forderte.

Sie war aber auch das, was man sonst schön nannte. Sie trug nicht schwer an ihren sechsunddreißig Jahren, und zu ihrer hohen Gestalt paßte das längliche Gesicht ausgezeichnet. Auf Kleider und Kopfschmuck verwandte sie mehr Zeit und Mittel, als es sonst im Dorfe üblich, aber sie hatte damit guten Erfolg, und der Neid der anderen kam ihr nicht nahe.

Vordem war sie arm gewesen, hatte allein mit ihrem Kinde dagestanden und auch da den Kopf nicht sinken lassen. Dann hatte der Rebstockwirt die junge Witwe geheiratet, weil er sich gesagt hatte, daß diese Frau mit ihrer Eigenart und Tüchtigkeit für den „Rebstock" mehr wert war als eine, deren Mitgift man mit

sieben Wagen nicht hätte führen können, wenn sie diese Eigenschaften nicht hatte.

Und diesen Gedanken wiederholte er sich jetzt, als er draußen im Schuppen einen Wagen zurechtstellte, die Bremse prüfte, die Achsen schmierte und alle Einzelheiten nachsah, so wie er sonst zu tun pflegte, bevor er eine längere Fahrt antrat.

In dieser Zeit saß Else oben in ihrem Zimmerchen und horchte auf die einzelnen Kanonenschläge. Jedesmal, wenn die Luft wieder zitterte und die Wände für einen Augenblick zu wanken schienen, zuckte sie zusammen. Es war keine Furcht, keine Feigheit; aber sie hörte nicht nur die Schläge der Kanonen, sie hörte das Stöhnen derer, die getroffen wurden; und sie wog nicht ab, ob es recht oder gut so war, sie dachte nicht einmal darüber nach, ob es Freund oder Feind sein mochte, sie sah nur Menschen und hörte ihr Röcheln.

Gegen drei Uhr hörte die Schießerei auf.

Das ganze Dorf war in furchtbarer Aufregung; ähnlich wie im „Rebstock" hatte man in fast allen Häusern sich auf das Letzte vorbereitet. Dazu kam, daß gegen Abend ein Reiter durch das Dorf sauste, der von seinem Pferde herunter die Leute zur Flucht aufrief.

Da war es der Rebstockwirt und ein paar andere Männer, die zur Besonnenheit mahnten, und abgesehen von einigen Überängstlichen blieben dann auch alle, und mit dem Abend senkte sich eine schwere Ruhe auf das Dorf nieder.

Aber die Geschehnisse des Tages waren noch nicht ganz abgewickelt.

Als es schon dunkelte, kam der Schanni ins Dorf. Er hatte einen gar seltsamen Zug das Tal hinunterkommen sehen. Wer es war, warum diese Unbekannten durch das Tal zogen, das wußte niemand bestimmt.

Else aber hatte eine ganz fertige Vorstellung, sie ging zum Vater und fragte: „Darf ich ihnen etwas bringen?"

Der Stoller antwortete: „Es sind viel wohlhabende Menschen im Tal, und wenn arme Leute kommen, so werden sie offene Hände finden. Aber zu deiner Beruhigung nimm einen Armkorb und tu hinein, was du ihnen bringen willst."

Else hörte nicht auf die Bedächtigen; sie ging mit zwei Armkörben so rasch ins Tal, wie sie seit Jahren nicht mehr gegangen war. Sie kam nicht zu früh, und sie hatte nichts zu viel. Auf den Matten saßen sie bei dem wenigen, was sie von ihrer Habe gerettet hatten. Aus Bündeln nahmen sie Eßwaren und verteilten, so gut es gehen mochte. Mütter saßen am Straßenrand und stillten ihre Kinder, Buben trieben den Kühen nach, die sich nicht an diese Wanderung gewöhnen wollten, Männer standen mit gesenkten Köpfen und verbissenen Lippen, Greise und Greisinnen da und dort dazwischen jammerten oder hockten müde und zerschlagen auf Bündeln.

Die meisten hatten Geld, das sie auch bereit waren auszugeben; aber um Geld ging es da nicht, es ging zunächst nicht einmal um die Nahrungsmittel, es ging um die rein menschliche Hilfe, die an hundert Orten gleichzeitig nötig war. Meistens wog ein gutes, herzliches Wort mehr als zwei Hände voll Lebensmittel.

Else begnügte sich nicht damit, alles, was sie hatte, zu verteilen, sie ging mit den leeren Körben in die nächsten Dörfer und holte mehr. Sie brachte ein krankes Kind unter, und als sie wieder einmal die Straße entlang ging, sah sie plötzlich ihren Vater vor sich stehen.

„Hast du deine Sachen gut angebracht?"

„Es ist noch so viel nötig!“ sagte sie.

Er ging mit ihr und sah mehr zu, als er selber eingriff; denn das hier verlangte nach Frauenhänden und Frauenworten. Er stellte das Mädchen im Geiste neben die Mutter, und er sagte sich: „Wenn wir drei zusammenstehen, dann kann schon ein großes Unglück kommen — wir brechen nicht.“

Erst gegen Morgen zogen die letzten Flüchtlinge weiter, und erst als die letzten auf dem Wege waren, gingen die beiden heimwärts den Berg hinan.

Es war schon Tag, als sie im Dorf ankamen. Eine hintere Türe am „Rebstock“ war nicht verschlossen, da gingen sie hinein.

„Geh, sieh nach der Mutter! Wenn sie wach ist, sag ihr, daß wir da sind, und wenn sie schläft, gib acht, daß du sie nicht weckst!“

Else ging leise die Treppe hinauf und öffnete vorsichtig die Schlafzimmertüre. Das Bett der Mutter war unberührt.

Eine Weile wagte sie nicht vor- und nicht zurückzugehen. Noch wußte sie ihre Gedanken nicht ordentlich aneinander zu reihen; aber irgend etwas Furchtbares lag da in der Luft.

Nach einigen bangen Sekunden ging sie ganz leise zurück, und als sie an das Zimmer des Herrn Kansel kam, blieb sie wie vom Donner gerührt stehen — die Tür war offen, man konnte das ganze Zimmer übersehen.

Herr Kansel war nicht mehr da. Auch sein Koffer war verschwunden.

Langsam stieg sie die Treppe hinunter, ruhig ging sie weiter, aber mit der Ruhe, die dem Zusammenbruch vorausgeht. Sie öffnete unten die Türe, trat ein und blieb auf der Schwelle stehen.

Der Vater hatte Geschäftsbriefe aus dem Schrank genommen und machte mit einem Bleistift Vermerke darauf. Es war in seiner Art, daß er nicht ohne Arbeit sein konnte. „Schläft die Mutter?“ fragte er.

Als Else nicht antwortete, sah er erst hin. Sie stand am Türrahmen angelehnt, als ob sie einer Stütze bedürfe.

„Schläft Mutter nicht?“

„Nein!“ sagte sie halblaut und schüttelte langsam den Kopf.

Stoller stand auf und näherte sich ihr.

Jetzt mußte sie sprechen. „Vater, was müssen wir tun, wenn jemand, den wir liebhaben, eine ganz furchtbare Sünde begeht?“ fragte sie leise.

Mit zitternder Stimme hatte sie es herausgebracht, und jetzt hielt sie sich fest an dem Türpfosten.

Ein gerader Mann, wie er war, nahm Stoller die Frage als Frage und gab die für ihn selbstverständliche Antwort: „Das Gericht unserem Herrgott überlassen!“

Das war ganz deutlich und klar, und das gab ihr wieder Kraft. „Vater,“ sagte sie, und dabei trat sie zu ihm und legte ihre Hand auf seinen Arm, „Mutter ist fort!“

Noch verstand er nicht alles. „Warum? Wohin?“

„Mutter ist fort, und der Kansel ist — auch fort!“

Jetzt straffte sich jede Sehne in ihm, er ballte die Fäuste und schrie hinaus: „Verflucht sei —“

„Nicht richten!“ rief Else und wollte seine Schultern umfassen.

Er hörte es nicht mehr und rannte zur Tür.

* * *

Eine halbe Stunde später saß Stoller auf einem Stuhl am Tisch, Else stand neben ihm, und er hielt

sie bei beiden Händen. Draußen auf den Straßen rannten die Leute hin und wieder, allerlei Gerüchte kamen aus dem Tal; man machte sich darauf gefaßt, Haus und Herd zu verlassen. Hier drinnen war es ganz still.

Ruhig, aber mit einer tiefen Ergriffenheit sprach Stoller: „Du warst acht Jahre alt, als ihr zu mir kamt, du mußt es gut wissen, denn heut' bist du erst achtzehn."

„Ja, Vater, ich weiß es noch, wie wenn es gestern gewesen wäre."

„Sie suchte Arbeit, es war ihr nicht gut ergangen vorher —"

„Es war uns sehr bös ergangen, Vater, wir hatten selten genug, um uns satt zu essen."

„Dort saß sie, und als sie sagte, ob sie bei mir eintreten dürfte, da sah ich sie an, und ich sah den tüchtigen Menschen in ihr, und so sagte ich, sie solle nur wieder nach Hause gehen, meine Magd könnte sie nicht sein. Wußtest du das?"

„Ja, Mutter hat mir alles erzählt."

„Und dann ging ich mit mir zu Rate, mit meinem innersten Wollen und Fühlen rechnete ich ab, und dann kam ich am Abend zu euch und sagte, sie solle in mein Haus kommen, sie solle dich mitbringen, und wenn es ihr recht wäre, dann solle mein Haus euer Haus sein, und sie solle meine Frau werden."

„Ja, so war es."

„Und Gott weiß, wie ich mich gefreut habe! Und habe ich euch nicht meine Freude vergolten, hab' ich euch nicht liebgehabt und an allem, was mein ist, Anteil nehmen lassen? Ist es denn nicht alles auch euer gewesen? Haben wir nicht zehn Jahre zusammen gelebt und gearbeitet, unser Haus gut gehalten und unser Gut vermehrt?"

„Doch, Vater, das alles ist so gewesen."

Der Mann ließ des Mädchens Hände los und stand auf; er kämpfte eine tiefe innere Erregung nieder. „Wenn es denn sein muß — so gehe du auch! Wenn das alles so gewesen ist, und wenn das so leichten Muts weggewischt werden kann, dann will ich nichts mehr von alledem wissen, dann gehe du auch. Ich will dir ein Stück Geld geben, damit du weiterkommen kannst in der Welt, und wenn es dir nicht gut geht, denke daran, daß ich noch mehr Geld habe, und daß ich einmal dieses Haus dir hinterlassen wollte, dir und einem tüchtigen Manne, der deiner wert sein sollte, denke daran und nimm, was du haben mußt, davon, daß du nie untergehst, wie deine Mutter jetzt untergegangen ist."

Damit wandte er sich und wollte weggehen.

Das Mädchen aber trat vor ihn, nicht bittend, sondern einfach und schlicht sagte es: „Ich will dein Geld nicht, Vater, aber laß mich bei dir bleiben! Ich will gut zu dir sein und will dich liebhaben, wie nur ein Kind den Vater liebhaben kann, und ich will die Rechnung ausgleichen, Vater."

„Daran ist es nicht. Du bist frei und sollst keine Opfer bringen!"

„Das ist kein Opfer, und wenn ich frei bin, so laß mich bei dir bleiben, nicht weil ich vergelten will, sondern weil du immer so gut zu mir gewesen bist und weil — weil ich meine, daß hier meine Heimat ist!"

Der Mann wandte sich dem Mädchen nicht zu. „Wenn du das meinst, dann sollst du nicht fortgehen."

Sie ergriff seine Hand: „Ich danke dir, Vater, und ich verspreche dir —"

„Versprich mir nichts, das mach mit dir und deinem Gotte ab, und halte deine Abmachung!"

Damit ging der Mann hinaus. Das Mädchen blieb in der Stube. Das erste Sonnenlicht des neuen Tages glitt durch die Scheiben. Sie trat an das Fenster und sah auf die weiten Ährenfelder hinaus, die sich da über den Hügel hinzogen, und sie tat ein kurzes, inniges Gelöbnis, das war wie ein Gebet, und es lautete: „Das will ich! Ja, das will ich gewiß!"

* * *

Schon wieder begannen die Kanonen zu sprechen. Eine Nachricht jagte die andere, und niemand wußte, was die nächste Stunde bringen mochte. Unten im Tale ratterten Auto mit Soldaten die Straße entlang. Dann ein Trupp Reiter, dann eine Batterie Feldgeschütze. Das alles fegte wie ein Wetter übers Land, fragte nach nichts und gab auf Fragen keine Antwort.

Flüchtlinge kamen den Tag über nicht mehr.

Gegen Mittag rannte der Schanni durch die Gassen und sagte, er habe einen französischen Dragoner gesehen, ganz hinten im Walde sei er vorbeigesaust.

Eine neue Aufregung! Einige wenige fuhren mit ihren Habseligkeiten, soweit sie sich auf Leiterwagen packen ließen, davon. Der Stoller gehörte zu denen, die blieben.

„Man muß sich an das Unglück gewöhnen, dann erträgt man es leichter. Bei mir hat es schon gründlich angefangen!" behauptete er.

Die Knechte fügten sich ohne Bedenken seinen Anordnungen, Else wollte jedenfalls bei ihm bleiben, und so war es ruhig im „Rebstock", während sonst im Dorf fast alle den Kopf verloren.

Gegen Abend hörte man seltener, aber näher als bisher die Kanonen, in der Nacht wurde es still. Niemand schlief. Hinten am Rain, wo man ins Tal sah,

stellte man Wachen auf. Nach Mitternacht kamen sie, um zu berichten, daß wieder ein Zug das Tal hinunterkäme, ein langer Zug, aber viel schneller als die vorige Nacht.

Mit anderen ging auch Else ins Tal; wieder trug sie Körbe voll Eßwaren.

Es waren aber keine Flüchtlinge, und man wurde überhaupt nicht nahe zu ihnen hingelassen, alle Straßen und Gäßlein waren durch Posten abgesperrt. Kein Mensch durfte das Tal kreuzen, niemand wußte, was geschah, und niemand gab Auskunft.

Die Nacht verging, und als der neue Morgen kam, da sprengte auf einmal ein Fähnlein französischer Kürassiere durch die Dorfgassen. Sie fragten nach deutschen Soldaten, sie behaupteten sogar, daß man sie im Keller versteckt halte.

Der Stoller sagte: „Deutsche Soldaten verstecken sich nicht in den Kellern!" Ängstliche Weiber schwuren, daß noch keine Soldaten im Dorf gewesen seien, darum könne man auch keine versteckt haben.

Als die französischen Reiter sich davon überzeugt hatten, waren sie weniger greulich. Sie verlangten nach dem Maire und wurden an den Bürgermeister gewiesen, der mußte alle Männer auf einem freien Platz beim Rathaus zusammenkommen lassen. Auch alle Frauen und alle Kinder mußten kommen.

In feierlicher Weise erklärte ein Offizier, daß Frankreich hiermit Besitz ergreife von dem Dorfe, daß sich niemand ängstigen möchte, vielmehr sollten sie Freudenfeste feiern, denn endlich werde das Elsaß wieder von der schmählichen deutschen Herrschaft befreit.

Das Festefeiern leuchtete nur einem, nämlich dem Stollertöni, ein. Er hatte bereits seinen täglichen Dusel

und ging zu dem Offizier hin und sagte: „Ja, feiern muß man, das ist ganz recht — so muß es sein!"

Gerührt dankte ihm der Offizier und meldete zurück, „daß auch hier das Volk die Befreier des Elsaß freudig begrüßt habe".

Damit war dieser Teil der französischen Besitzergreifung erledigt, der andere spielte sich in den beiden Wirtshäusern ab. Er war weniger feierlich und erheblich geräuschvoller. Daß man so schnell französisch werden konnte, das hätte sich vordem niemand im Dorfe träumen lassen; auch glaubte niemand recht ernst daran, außer den Franzosen selbst natürlich.

Gegen Mittag wurde diese erste Besatzung durch eine Handvoll Infanterie ersetzt. Im „Rebstock" lagen acht Mann; sie führten sich ordentlich, denn sie wollten beweisen, daß die französische Nation eine Kulturnation ist; außerdem waren sie nach ihrer Überzeugung nicht in Feindesland, sondern in der befreiten französischen Provinz Elsaß. Die Besatzung verbot aber jede weitere Auswanderung und befahl, daß die Leute der Beschäftigung des Alltags nachgehen sollten wie in Friedenszeiten. Das geschah auch.

Unten im Tal, besonders in den größeren Orten, hatte die „Befreiung" ein ganz anderes Gesicht. Wo man noch Beamte getroffen hatte, wurden sie, zum Teil mit Familie, fortgeschleppt; für welches Verbrechen, wußte kein Mensch. Gegen harmlose Bürgermeister, die nicht sogleich alles der neuen Landesherrlichkeit ausliefern wollten, wurde in brutaler Weise vorgegangen. Gemeindegelder wurden als Staatsgelder weggenommen und Akten fortgeschafft, die wohl für die Gemeinden, sonst aber für niemand Wert hatten.

Davon wußte man im Bergdorf oben sehr wenig, denn es durfte niemand ins Tal, der nicht das dringende Bedürfnis für diese „Reise“ nachweisen konnte. Der ganze Verkehr kam ins Stocken. Ein Bauerndorf kommt dadurch noch nicht in Bedrängnis, aber das Gefühl, das sich den neuen Herren gegenüber ansammelte, war nicht Liebe. Für diese eigentümliche Form der „Freiheit“ hatte der Bauersmann nicht das nötige Verständnis. Nicht nur der Stoller ging mit finsterem Gesicht herum, auch andere ballten die Fäuste, wenn sie über die Lage nachdachten.

Die Franzosenherrlichkeit dauerte nicht lange. Als die Rothosen in Mülhausen einzogen, dort sich breit machten und auch unter der Bevölkerung Elemente fanden, die ihnen zujubelten, bedachte man sich im deutschen Hauptquartier, und am 10. August gab es eine Kanonade, wie man sie bis dahin nicht gehört hatte. In dem Bergdorf vernahm man ja nicht sehr viel von der Schlacht; aber unten im Tale rasten Auto, Geschütze, Munitionswagen und weiß Gott was alles einander nach. Eine Zeitlang in der einen Richtung. Und so lange war es ordnungsgemäß. Aber dann begann es nach einer Pause in der entgegengesetzten Richtung, und das war furchtbar. Die ganze Straße voll Soldaten, alle in wilder Auflösung. Zwischen Infanteristen ohne Gewehr liefen Kürassiere ohne Pferd, Wagen kamen mit halber Bespannung, Batterien ohne Kanonen, nur mit den Protzen, auf denen mit Blut bespritzte Verwundete saßen. Die Straße war breit, es konnten viele darauf gehen, und neben der Straße war ebenes Wiesenfeld; dort suchten die einen die anderen zu überholen. Schon dabei gab es furchtbare Einzelheiten. Wo aber ein simpler Wassergraben war, oder der Fluß überquert

werden mußte, da drängte sich alles auf der schmalen Brücke. Und da kam es vor, daß ein Reiter in einen Menschenknäuel hineinsprengte, ohne Rücksicht darauf, daß seines Pferdes Hufe auf Menschenleiber stampften, oder daß eine bespannte Kanone Geleisspuren von Blut und menschlichen Körperteilen hinterließ.

Von den Bewohnern der Dörfer im Tal und am Berge sahen das nur wenige aus der Ferne. Was nicht geflohen war, verbarg sich in den hintersten Winkeln der Häuser, denn die „Befreier“ sangen jetzt eine andere Melodie, und wenn sie etwas wünschten, so betonten sie ihr Verlangen mit den Gewehrkolben. Auch pfiff gelegentlich von den langen verkupferten Bleikugeln eine schöne Menge unheimlich hastig die Gassen entlang.

So ging es im Tale wohl einen ganzen Tag lang. Es war der Tag nach der Schlacht bei Mülhausen.

Die Deutschen hatten einen vollen Sieg erfochten, obwohl sie auch jetzt noch in der Minderheit waren; sie hielten es aber nicht für nötig, den Sieg so auszunützen, wie sie es anderorts taten, und darum kam gegen Abend etwas Ordnung und Menschlichkeit, wenn man diese Worte da noch gebrauchen darf, in die zurückströmenden Massen.

Damit hing es auch zusammen, daß um vier Uhr am Nachmittag die französische Besatzung, nachdem sie bereits um drei Uhr sich sehr kurz verabschiedet hatte, wieder in das Bergdorf zurückkehrte. Damit begann eine Leidenszeit, wie sie sich vorher niemand hätte denken können.

* * *

Schon den ganzen Tag hatte man die Kanonen gehört, aber viel schwächer als den Tag vorher. Jetzt

aber, gegen Abend, wurde dieses Schlagen in der Luft stärker. Man fühlte es mehr, als man es hörte, und wo lose Fensterscheiben in den Rahmen hingen, vernahm man bei jedem neuen Schuß ein klingendes Geräusch.

Zu den wenigen Franzosen, die da waren, kamen bald andere, und sie schleppten Wagen auf die Gassen und stellten sie quer, wobei ihnen die Männer helfen mußten. Es wurden ihrer immer mehr, und der Krieg mit allem, was mit ihm zusammenhängt, rückte immer näher an das sonst stille und weltenferne Dörflein.

Gegen sechs Uhr hörte man auf einmal ein seltsames Rattern. Wenn es ganz regelmäßig gewesen wäre, so hätte man es für einen schweren Hagel halten können. Aber es war ein ganz klarer Sommertag, und jeder wußte, daß dieses Rattern vonGewehren und Maschinengewehren herkam.

Gleich darauf wurde die Sachlage noch klarer. Zuerst kam der Schanni aus dem Wald und rief durch die Gassen, daß alle fliehen sollten. Auf dem Rütibuck würden Kanonen aufgestellt.

Einige wollten auch fort, aber es war zu spät; die französische Besatzung ließ keinen Menschen mehr aus dem Dorf. Immer mehr Soldaten kamen; einige Abteilungen gingen durch das Dorf hindurch und gruben sich draußen in die Erde ein. Gerade beim Kirchlein wurde ein Maschinengewehr aufgestellt. In den Straßen wurden neue Barrikaden gelegt und die alten verstärkt. Darin hatte man jetzt eine große Übung. Unter Führung von Offizieren erschienen Dutzende von Soldaten, holten rasch aus den Schuppen an Wagen, landwirtschaftlichen Maschinen und sonstigen Gerätschaften, was sich gerade fand, und schoben und warfen es auf die Straße. Um größere Lücken auszufüllen, ging man in die Wohnhäuser, nahm Tische,

Stühle, Schränke, Nähmaschinen, wie es war, und warf es auf die umgestoßenen Leiterwagen. Natürlich zerbrachen die Schränke, und alles, was darinnen war, fiel in den Wirrwarr hinein. Die Eigentümer konnten, sofern sie Neigung dazu hatten, aus den Fenstern zusehen. Es war schon niemand mehr so wahnwitzig, Einspruch zu erheben; nur darauf dachte man noch, sein nacktes Leben zu retten, und dazu verbarg man sich in den Kellern.

Im „Rebstock" aber stand der Stoller am Fenster und sah auf die Dorfgasse hinaus.

„Vater, willst du nicht hinuntergehen?" sagte Else, die damit beschäftigt war, alles, was ihr wertvoll schien, in den Keller zu bringen.

Der Stoller antwortete nicht. Else wußte nicht, ob er gehört oder nicht gehört, aber sie nahm weiter in Körbe zusammen, was in den Schränken stand und lag.

Das Rattern kam näher, und wer sich Zeit nahm zu horchen, der konnte jetzt feststellen, daß hinter jedem Kanonenschlag ein zweiter Schlag folgte, der um weniges schwächer, aber anderer Art war. Jetzt wurde in den Straßen so viel geschrien, daß man schon die einzelnen Kommandoworte nicht mehr unterscheiden konnte. Außerhalb des Dorfes begannen die Franzosen zu feuern, zogen sich aber rasch darauf in die Gassen, in die Schuppen und, wo es ging, in die Häuser zurück.

Viele legten sich auf und hinter die Barrikaden in der Straße und schossen. Auf wen, das sah der Stollerwirt nicht, und er war in diesem Augenblick der einzige Nichtkämpfer, der noch zusah. Das war dieses Trügende, dieses unbeschreiblich Sinnverwirrende — wer nicht gehört hätte, der hätte alles, was da geschah und geschehen war, für ein närrisches Manöver gegen den Wind halten können.

Aber da und dort ließ einer der Kämpfenden das Gewehr fallen und schleppte sich seitwärts. Einer, der das auch wollte, brach auf der Straße zusammen, indem er die rechte Hand an die Brust drückte. In diesem Augenblick kam der alten, armen Briglehne einzige Ziege aus ihrem Stall gerannt. Sie meckerte und blieb mitten in der Straße stehen. Das dauerte nur Sekunden; da kam die alte Frau selber. Dem Stoller wollte das Blut gerinnen, er riß das Fenster auf und schrie hinaus; aber gerade jetzt schlug die Alte die Hände hoch und fiel dann mit dem Gesicht nach vorn auf die Straße, wo sie ruhig, ganz ruhig, liegen blieb.

Gleich darauf durchschlug eine Kugel das Fenster, an dem Stoller stand, und klatschte hinten an die Wand.

Er machte den einen Fensterflügel wieder zu und ging hinauf in den zweiten Stock. Der Kampf nahm zu. Dabei sah er noch immer die Deutschen nicht. Aber so viel merkte er, daß sie mit jeder Minute näher kommen mußten. Von der Seite und von vorn liefen Franzosen die Dorfstraße entlang und suchten in den Häusern Schutz. Auch in den „Rebstock" wollten einige eindringen, aber Else hatte die Türe verschlossen. Sehr viele strömten in das Schulhaus. Das stand mitten im Dorf an der Straße und war ein neuer, solider Bau. Da schauten Gewehrläufe aus allen Fenstern, und ein weißer Dunst sammelte sich vor den Mündungen, der immer und immer wieder zerrissen wurde. Noch sah man keine Deutschen, aber sie mußten jetzt nahe sein, denn die Straßen waren fast völlig reingefegt, trotz den Barrikaden, dafür knallte es aus den Häusern um so mehr, und im Schulhaus lagen die Gewehrmündungen nicht nur nebeneinander, auch übereinander, und das Feuer wurde immer heftiger.

Da — ein furchtbarer Knall, und zugleich neigte

sich die obere Hälfte der Fassade des Schulhauses und fiel mit gräßlichem Krachen unter einer Staubwolke auf die Straße herunter. Jetzt war es plötzlich still. Eine deutsche Granate aus einer schweren Haubitze hatte gearbeitet und den zweiten Teil des Kampfes eingeleitet. Das Gewehr in den Händen stürzten die Deutschen in die Gassen. Die Franzosen flohen, wo sie es konnten; einige schossen noch aus den Häusern, andere kamen heraus und hielten die Hände hoch. Man hörte weniger schießen, dafür furchtbare Schreie und entsetzliches Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden.

In kurzer Zeit war das Dorf vollständig im Besitz der Deutschen. Das Schießen nahm immer mehr ab, und nach Minuten konnte man die Schüsse zählen, wenn man es wollte. Ein Teil der Deutschen war den fliehenden Franzosen nachgegangen, ein Teil führte die Gefangenen ab. Und nachdem das geschehen war, wurde es still in den Gassen. Da und dort kamen die Leute aus den Häusern auf die Straße, von der die deutschen Soldaten die Verwundeten und Toten wegtrugen.

Es waren badische Landwehrmänner, zum großen Teil aus der unmittelbaren Nachbarschaft des Oberelsaß, und sie waren Männer aus gleichem Holz und hatten fast die gleiche Mundart.

Als Else auf die Straße trat, kam ihr einer entgegen und sagte: „Wo könnte man einen starken Pritschenwagen haben?"

„Wir haben einen, und ein Pferd haben wir auch noch, die anderen hat man uns weggenommen," sagte Else.

„Sei froh, Maidle, alles soll jetzt helfen, die Franzosen aus dem Land zu jagen!" Damit wandte er sich

und suchte nach dem Wagen, den ihm ein Knecht aus dem Schuppen schob.

Else ging, um nach dem Vater zu sehen. Der stand noch immer oben am Fenster und sah in das Dorf hinunter.

„Vater, darf ich zu den Verwundeten gehen?“

„Du darfst alles, wenn du irgend jemandem helfen kannst,“ sagte der Stoller, aber blieb auch jetzt noch stehen.

Else ging in den Keller, holte einen großen Krug vom besten Wein und nahm ein Körblein mit Gläsern. Damit ging sie auf die Straße.

So furchtbar es da war, sie sah es kaum, sie suchte nach Menschen, die auf Hilfe warteten, und brauchte nicht weit zu suchen. Schon waren auch Sanitätsmannschaften an der Arbeit. Aber das Mädchen mit dem Weinkrug war deswegen doch nicht überflüssig.

Im Kirchlein wurde ein Lazarett eingerichtet, es ging sehr schnell. Die Leute brachten, was sie an Betten und Decken entbehren konnten, die Kirchenstühle wurden hinausgetragen, und bald waren da Dutzende gebettet, die noch eine halbe Stunde vorher als gesunde und gerade Menschen gekämpft hatten. Unterschiede wurden hier nicht gemacht, es waren alles Menschen, kamen in die Reihe, wie man sie hereingebracht: deutsche Landwehrmänner und französische Linie, einfache Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere — alles lag friedlich und hilfeheischend nebeneinander.

Das Glas Wein war einem jeden willkommen, nur einer konnte nicht mehr trinken. Er war bei denen im Schulhaus gewesen, und ein Granatsplitter hatte ihm den Unterkiefer weggerissen.

Das Kirchlein war bald voll, und am Boden war es rot von Blut. Wenn man durchging, dann meinte

man, daß einem die Schuhe kleben bleiben wollten. Aber Else ging durch wie die anderen; wenn man helfen kann, dann darf man sonst an nichts denken, sagte sie sich. Sie hatte ihren Wein ausgeschenkt und ging nach Hause, um wieder einen großen Krug voll zu holen.

Auf dem Wege kam sie an dem Schulhaus vorbei. Dort stand der Wagen, den sie dem Landwehrmann angewiesen; darauf lagen tote Menschen, viele tote Menschen, man konnte es nicht sagen, wieviel es sein mochten. Das war nicht anders, es gehörte zum Bilde, zum Ganzen, wie es da war; aber man brachte auch Stücke von toten Menschen, und das war mehr, als Else ansehen konnte. Sie ging ganz rasch, und einige Minuten hielt sie die Schürze vor die Augen.

In der Wirtsstube waren jetzt einige Soldaten. Else sah nicht weiter hin, ging in den Keller und holte Wein.

Als sie wieder an das Kirchlein kam, sagte ein Militärarzt zu ihr: „Wenn Sie jetzt gut sein wollen zu solchen, die es nötig haben, dann gehen Sie mit Ihrem Weinkrug auf das Feld, den Weg nach dem Wald, dort liegen Verwundete, die schon Stunden in der heißen Sonne warten.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Else und ging den Weg nach dem Wald.

Gleich am Rande des Dorfes lag ein totes Pferd, daneben ein französischer Kürassier, er hatte beide Augen offen und starrte an den Himmel, als wollte er von da Hilfe erflehen, aber das war ein falscher Gedanke von Else, denn er war tot. Sie ging weiter.

In einem Graben lag einer, der die Hand hoch hielt. „Geben Sie mir ein Glas Wasser!“ bat er.

„Es ist Wein.“

„So, es ist Wein! Bei euch im Elsaß ist alles

kräftiger, als man meint. Ich hatte gedacht, ich hätte einen Schuß im Bein, als ich aber zu zählen anfing, habe ich es auf fünf gebracht."

„Um Gottes willen!"

„Macht nichts. War so ein französisches Maschinengewehr. — Der Wein ist gut."

„Hier noch ein Glas."

Der Soldat nahm auch das zweite; aber jetzt setzte er mehrere Male ab und trank mit Bedacht.

„Wollen Sie noch ein Glas?"

„Nein, es warten noch viele."

Else ging weiter.

Der Soldat sah ihr nach und sprach vor sich hin: „Das glaub' ich, daß die Halunken ein Stück Land, wo es solche Maidle und solchen Wein gibt, gern hätten. Aber das kommt anders!"

Else half da und dort, wo sie konnte. Da sah sie seitwärts einen Mann bei einem Baum liegen. Er lag auf dem Rücken, lehnte den Kopf an den Baum und hielt beide Hände vor, wie man es tut, wenn man liest; er hatte auch etwas in den Händen, das er in einem fort ansah.

Else machte einen weiten Bogen. Sie ging ganz leise und kam von rückwärts unbemerkt bis an den Baum. Sie sah jetzt ganz gut, was er in den Händen hielt: zwei Photographien, eine Frau und ein Kind. Er hielt diese Bilder so fest, daß sie ihm sicher niemand hätte nehmen können. Else blieb Minuten ruhig; es lag so eine feierliche Innigkeit in diesem Augenblick — der Mann auf dem Schlachtfeld, vielleicht schwer verwundet, der nur immer die Bilder seiner Lieben anstarrte: eine einfache Frau in der Tracht der Schwarzwälder und ein Kind mit einem lieben Lächeln auf den Lippen, das ein Körblein mit Rosen trug.

Else besann sich, ob sie sich ebenso still, wie sie gekommen, wieder davonschleichen sollte; aber sie konnte vielleicht dem Manne nützen mit einem guten Trunk. Sie tat ein paar Schritte vorwärts, kniete neben ihm nieder, goß ein Glas Wein ein und sagte dann aufblickend halblaut: „Darf ich vielleicht —“

Das Wort erstarb ihr auf den Lippen. Der Mann blieb immer noch so — er war tot!

Else ließ die beiden Hände sinken, legte sie ineinander und betete leise: „Gott verzeihe den Menschen, daß sie das getan haben!“

Sie labte noch viele und sah noch manches, aber im Geiste hatte sie immer wieder dieses eine Bild vor sich.

* * *

Als die Sonne hinter den Hügeln im Westen versunken war, brannten unten im Tal noch ein paar Häuser. Im Bergdorf war es ruhig. In verschiedenen Häusern waren Verwundete untergebracht, die Toten hatte man alle hinter den Friedhof auf zwei Stellen hingelegt: die Deutschen und die Franzosen gesondert. Deutsche waren es nur acht, Franzosen mehr als vierzig. Die deutschen Soldaten im Dorf sprachen da und dort mit den Leuten, man erzählte sich gegenseitig, was man erlebt.

Im „Rebstock“ erkundigte sich der Offizier über den Fremden, den man zuletzt gehabt hatte.

Der Stoller wollte gewisse Erinnerungen nicht wieder auffrischen und führte den Leutnant in das Zimmer, das der Lange vordem bewohnt hatte. Da waren in einem Schrank verschiedene Habseligkeiten, denen man weiter keinerlei Bedeutung gegeben, liegen geblieben. Der Leutnant machte sich daran,

sie zu untersuchen. Der Wirt ging hinaus, er wolle seine Tochter holen, sie wüßte mehr.

Die kurze, abweisende Art des Wirtes fiel dem Offizier auf, und er dachte, daß er hier mit Vorsicht handeln müsse. Als Else kam, saß er am Fenster und las einen französischen Brief.

„Können Sie auch Französisch?“ fragte er das Mädchen, nachdem er es lange angesehen.

„Ja.“

„Wie haben Sie das gelernt?“

„Von der Mutter habe ich es gelernt.“

„Dann wäre es also Ihre Muttersprache?“

Zu einer anderen Zeit wäre Else durch diese Art des Fragens in Verlegenheit gekommen, besonders wenn sie ein Offizier so gefragt hätte; aber jetzt sah man nur noch Menschen, keine Achselstücke mehr, und nach diesem Tage durfte sie frei und offen antworten. „Es war meiner Mutter Sprache, aber ich weiß nicht, was schlimm daran wäre,“ sagte sie ruhig.

„Wo ist Ihre Mutter?“

„Muß ich das sagen?“

„Es wird besser sein, wenn Sie es sagen. Wo ist also Ihre Mutter?“

„Wo sie nicht sein sollte, sie ist — sie ist fort.“

„Wohin?“

„Ins Unglück.“

„Sprechen Sie nicht so mit mir. Ich will Tatsachen, und wenn ich Ihnen auch zu nahe treten muß, ich darf keine Rücksicht nehmen. Wir wissen, daß dieser Herr Kansel, der hier so lange gewohnt hat, ein äußerst verdächtiger Herr war. Es liegt der Armeeleitung daran, in solchen Fällen alles bis in die letzten Einzelheiten zu erfahren.“

„Nun,“ sagte Else, und jetzt stand sie aufrechter da,

„dann will ich auch alles sagen, was meine Mutter angeht. Sie ist fort mit diesem Herrn. Wir haben sie liebgehabt, und doch hat sie uns das getan!“

Der Ton, in dem diese Worte gesagt wurden, gab dem ganzen Verhör eine andere Wendung. Der Offizier sah, daß er in rein menschliches Unglück gegriffen, daß er dieses Unglück wieder fühlbar gemacht, herbeigezogen hatte, und doch mußte er weitergehen auf dieser Spur.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Fräulein Stoller?“ fragte er höflich.

Else setzte sich.

„Ich will Ihnen alles erklären. Zuvor sagen Sie mir: Haben Sie auch einen braven, lieben Menschen bei unserem Heer?“

„Ja.“

„Dann verstehen wir uns bald besser. Unsere Soldaten scheuen keine Gefahr, und ich möchte fast sagen, es ist ihnen lieber, wenn sie einem tüchtigen Gegner gegenüberstehen als einer Armee von Feiglingen, denn sie wissen, es ist Kampf, und es muß jeder Erfolg mit Blut bezahlt werden. Wir kämpfen aber nur mit Kriegern und schützen, was keine Waffen trägt, selbst in Feindesland. Gewisse Elemente in der Bevölkerung aber haben unsere braven Soldaten aus Kellerlöchern und Dachluken mit mörderischen Geschossen überschüttet. Das sind Verbrecher, und wir behandeln sie danach. Und doch können diese Leute immer noch in dem Wahne leben, daß sie ihrer Nation einen Dienst erweisen, wenn sie in Wirklichkeit auch nur Unglück über ihr Vaterland bringen. Aber es gibt Schurken, die sich Deutsche schelten, und die der Teufel reitet, daß sie an unsere Feinde geheime Nachrichten vermitteln, meist gegen Geld, und die sind uns hundertmal gefährlicher

und sind hundertmal gemeiner... Und dieser Kansel scheint mir einer von den letzteren gewesen zu sein. Was meinen Sie dazu?"

Else stand jetzt neben dem Stuhl, sah zu Boden und antwortete erst nach Sekunden: „Ich meine, daß Sie recht haben werden, Herr Leutnant."

„Und Sie wollen mir helfen?"

„Was in meinen Kräften steht."

„Aber, ich fürchte, daß auch Ihre Mutter — — Auch sie wäre verloren!"

„Daran hatte ich — nicht gedacht." Else stand abgewandt. Doch nach kurzem Besinnen sagte sie: „Ich werde Ihnen alles sagen, wie ich es weiß — es mag kommen, was will."

„Das ist brav! So habe ich Sie zuerst eingeschätzt, als ich Sie sah. — Sagen Sie mir zunächst, ob Ihr Vater dem Herrn Kansel näher stand?"

„Das sollen Sie von ihm selber hören," erwiderte Else und ging nach der Türe.

„Bleiben Sie! Ich kann Herrn Stoller nachher hören."

„Über den Vater sag' ich nichts, der soll alles selber sagen," sprach das Mädchen und rief nach dem Vater. Als er da war, sagte Else zu ihm: „Der Herr Leutnant will über Kansel Aufschluß haben, Vater. Kansel soll ein Spion gewesen sein, und er will wissen, was du mit ihm zu tun hattest?"

Stoller setzte sich an den Tisch, sah den Leutnant erst mißtrauisch an, dann aber mußte es sein, daß zwischen den beiden Männern sich auf einmal die Brücke schlug, und Stoller begann ungefragt zu sprechen: „Er war ein großer Schurke, und ich glaube, daß ihm auch diese Schurkerei nicht zu groß gewesen wäre. Und wenn das so ist, so will ich Ihnen alles sagen, was ich irgendwie in dieser Sache weiß."

Nun erzählte Stoller, und der Offizier schrieb sich alle Einzelheiten auf.

Darüber wurde es Nacht. Die Besatzung des Dorfes hatte mitten in der Straße ihre Zelte aufgeschlagen. Man hatte auch in elsässischen Dörfern schon böse Erfahrungen gemacht, und so verzichtete man auf ein gastliches Dach. Die Leute brachten aber den Soldaten das Essen, das sie gekocht hatten, und tauschten dagegen die Soldatenkost ein.

Stille war es rundum wie sonst an einem Sommerabend in der schweren Arbeitszeit.

Auf einmal fielen in diese Stille drei Schüsse.

Auch die drei im Zimmer des „Rebstock" hatten es vernommen. Gleich nach den Schüssen kam das Alarmsignal — in wenigen Minuten stand die ganze Besatzung kampfbereit mitten im Dorf.

Noch wußte niemand, was es gegeben, aber das wurde nun bald klar. Ein Verwundeter kam aus einer Seitengasse, wo er einen Patrouillengang gemacht hatte, und er erzählte, daß sein Kamerad schwer verletzt auf einer Treppe sitze. Es war aus dem Hinterhalt auf die beiden geschossen worden.

Obwohl die Ortseinwohner darüber ebenso entsetzt waren wie die Soldaten selbst, war in diesem Augenblick das Band zerrissen, das sich in den wenigen Stunden zwischen den Dörflern und der Besatzung gebildet hatte.

Ganz organisch arbeiteten jetzt auf einmal die Soldaten, nicht mehr eine Vielheit, sondern eine in sich geschlossene Einheit. In einer Viertelstunde war fertig, was nötig schien. Auf dem großen Platze vor dem Schulhaus, in der Mitte des Dorfes, waren alle männlichen Einwohner von fünfzehn Jahren an versammelt und umstellt von einer doppelten Reihe von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr.

Frauen und Kindern außerhalb dieser Kette war es nicht erlaubt, zu sprechen oder ihrem Entsetzen irgendwie Luft zu machen.

Zu den Männern trat jetzt ein Hauptmann, und er sagte es kurz und einfach: „Nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, kann hinter dieser verruchten Meucheltat das ganze Dorf stecken, und deshalb wird auch das ganze Dorf dafür bestraft werden, wenn sich dieser Verdacht nicht als irrig erweisen sollte."

Das war hart, und die Männer aus dem Bergdorf, die sich alle als gute Deutsche fühlten, die ihre Söhne oder ihre Brüder oder beides bei den deutschen Armeen hatten, sagten darauf nichts.

Als niemand antwortete und die Stille immer unerträglicher wurde, mochte der Offizier wohl fühlen, daß er für die hiesigen Verhältnisse seine Worte nicht ganz recht gesetzt hatte.

„Ich erwarte die Hilfe aller bei der Ermittlung der Schuldigen und vertraue darauf!" Das war sein letztes Wort in dieser Sache.

Darauf wurde der Kreis, der um die Männer gezogen war, erweitert, die Soldaten selbst traten zurück, so daß sich die Dorfansässigen unter sich beraten konnten. Aber diese Beratung fand unter dem Schutz der Bewaffneten statt; das war einer freien Aussprache wenig förderlich.

So beriet man denn, so gut es gehen mochte; aber es ging schlecht, und es kam nichts dabei heraus. Niemand hatte einen Verdacht, den er aussprechen wollte, niemand zunächst überhaupt einen Gedanken, der auf die Schuld des einen oder des anderen schließen ließ. Am ehesten hätte man noch glauben wollen, daß es überhaupt ein Fremder gewesen sein müsse. Außerdem widersprach es der Art dieser Bauersleute, irgend

einen dem Gerichte auszuliefern. Es war ihnen noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, daß im Kriege andere Regeln gelten als im Frieden. Man mußte ihnen noch sagen, daß da draußen, auf das Dorf gerichtet, die Kanonen standen. Man hätte ihnen aber noch beibringen müssen, daß es unter Umständen keine Schuftkerei ist, einen Nebenmenschen anzuzeigen, und daß gewisse Leute jetzt kein Recht mehr auf den Schutz des anständigen Empfindens ihrer Mitbürger hatten.

Wie lange es dauerte, ehe überhaupt eine Antwort gegeben wurde, das wußten die Frauen und Kinder besser als die im eingeschlossenen Kreise.

Der Bürgermeister stand Rede für die anderen. „So ein Lump ist nicht unter uns, daß wir ihm das zutrauen!" sagte er, und er hatte im Sinne der Gemeinde gesprochen.

Das klang den Soldaten nicht schlecht in die Ohren; aber der Mechanismus arbeitete weiter. Dem Leichtverwundeten hatte man inzwischen eine Kugel aus dem Bein gebohrt. Sie war für die Sachkundigen nicht schwer zu erkennen: sie stammte aus Paris und war durch den Lauf eines französischen Armeerevolvers in das Schenkelfleisch des deutschen Unteroffiziers geflogen.

Noch einmal wurden alle Häuser von oben bis unten durchsucht, bei Fackelschein jeder Winkel im Dorfe ausgeleuchtet, die Umstellung des Dorfes enger gezogen.

Nichts.

Da sprach der Offizier von neuem zu den Bauern, derselbe, der vorher mit Stoller und Else verhandelt hatte. Er sei überzeugt, daß der Kansel ein Spion gewesen wäre, und wenn man diejenigen nennen

wollte, die am meisten mit ihm zu tun gehabt, so würde man der Sache vielleicht näher kommen.

Jetzt war die Frage anders gestellt, und jetzt hätte wohl der und jener eine Antwort geben können. Vielleicht aber blieb es gerade darum auch auf diese Aufforderung hin totenstill.

Da mit einem Male trat der Stoller vor: „Mein Bruder hat mit ihm zu tun gehabt!“ Er sagte sonst nichts, und alle Augen lagen auf ihm, heiße, glühende Augen. Und obwohl es eine warme Augustnacht war, als das geschah, meinte doch mancher, daß er fröre.

Um den Stollertöni gab es, wie von selber, einen leeren Platz. Er stand mit geballten Fäusten; er war heute weniger betrunken wie gewöhnlich, und es mochte wohl sein, daß ihn dieser Augenblick völlig nüchtern gemacht hatte.

Es war nicht nötig, noch ein Wort zu sagen; bald stand der Stollertöni allein zwischen drei Soldaten. Aber auch der Rebstockwirt stand allein. Der Stollertöni wurde abgeführt, der Kreis offen gelassen, denn die sofortige Untersuchung konnte ein entscheidendes Ergebnis haben.

In einem Zimmer im Schulhaus wurde eine Leibesuntersuchung beim Stollertöni vorgenommen; man fand keine Waffe, aber noch sieben von jenen Patronen. Er gab seine Schuld nicht zu und leugnete nicht.

Der Bürgermeister wurde über die Person gefragt.

„Er ist ein Säufer und hätt' es nicht nötig. Er hat sein Erbteil bekommen, war ein gesunder Mensch mit starken Gliedern, der wohl und recht hätte arbeiten können wie ein jeder von uns. Er hat eine Frau gehabt, die ein braves Weib war. Daß er ein Verbrecher werden könnte, hätte keiner von uns geglaubt.“

Das Urteil war nicht schwer zu finden. Es wurde gefällt und vor dem Dorfe an der Friedhofmauer beim Fackelschein vollstreckt.

Dann erst wurden die Männer freigelassen, und sie gingen mit den Ihren in ihre Häuser.

* * *

Schon am folgenden Morgen zog die Besatzung ab, mittags wurden die Verwundeten in Auto weggeholt, und nun waren die Dörfler wieder unter sich. Das Gefecht hatte nicht viel geändert. Nachdem auf den Straßen aufgeräumt war, gab nur noch das Schulhaus sprechenderes Zeugnis von den Ereignissen des Tages zuvor. Was sonst beschädigt worden war, fiel weniger auf. Die Familien, mit deren Möbelstücken man Barrikaden gebaut hatte, wurden sogleich entschädigt, und zwar so, daß sie sich gute neue Möbel kaufen konnten.

Zwei große Gräber gab es. Die Mädchen trugen am Nachmittag Blumen hin; sie verteilten sie gleichmäßig. In dem einen Grab lagen dreiundvierzig Franzosen und der Stollertöni, in dem anderen acht badische Landwehrmänner.

Unten im Tal hatte der vergangene Tag mehr und gründlichere Veränderungen hinterlassen. In jedem Dorfe gab es zusammengeschossene Häuser; die Kirchtürme waren von den Rückziehenden als Beobachtungspunkte benützt und darum von den Siegern zerstört worden. In jedem Dorfe waren Unbeteiligte getötet oder verwundet worden, und von oben sah man noch den ganzen Tag Trümmerhaufen, aus denen der Rauch aufstieg.

Im „Rebstock" war es merkwürdig still. Es war ja nicht auffallend, daß niemand Lust hatte, ins Wirts-

haus zu gehen; aber es zeigte sich an den folgenden Tagen, daß da noch ein besonderer Grund dahinter steckte. Ein Grund, der, wenn man über die Ereignisse jenes Tages nachdachte, merkwürdig war, der aber doch etwas Natürliches in sich hatte.

Eigentlich hätte die Gemeinde, vom Bürgermeister bis zum letzten Schulkind, dem Stoller recht dankbar sein müssen, daß er es war, der das Dorf aus einer furchtbaren Gefahr gerettet hatte. Aber so war es nicht. Jeder tüchtige Mann hat Feinde. Weil der Stoller ein sehr tüchtiger Mann war, hatte er sehr viel Feinde. Diese drehten eine Seite an jener Begebenheit heraus, die abscheulich genannt werden konnte.

„Der Stoller hat seinen leiblichen Bruder verraten." So nannten sie es. Und die ganz Aufsässigen hatten es schon heraus, daß er es nur getan habe, um der Erbe seines Bruders zu sein. Auch das wurde weitergetragen, obwohl man ganz gut wußte, daß da nichts zu erben war. Natürlich gab es im Dorfe auch offene, gerade Menschen, denen diese wurmstichige Rederei zuwider war; aber sie konnten nicht verhindern, daß sie weiterging.

Der Stoller wußte von dem nichts. Else wußte nur, daß irgend etwas ums Haus schlich, das weder gut noch waschecht war, und sie erfuhr es dann am Brunnen, als eine andere den Wassereimer wegnahm, weil sie kam. Es lag im Charakter derer im „Rebstock", daß sie sich aus dem, was außerhalb dem Hause vorging, nicht allzuviel machten. So kam es, daß Else zum Vater nichts sagte, was ihn auf den Klatsch draußen hätte aufmerksam machen können.

Indessen gingen die Ereignisse des Krieges weiter. Die Heeresverwaltung zog die Kräfte nach Vertreibung der Franzosen zurück, und in den Dörfern des Ober-

elsaß dachte man daran, seine Ernte unter Dach zu bringen.

In der Zeit aber, als die Schlacht bei Metz geschlagen und auch dort der Franzmann vom deutschen Boden weggetrieben wurde, war die deutsche Besatzung westlich von Mülhausen gering, und vor vielfacher Übermacht wichen die deutschen Truppen zum zweiten Male zurück. Mülhausen wurde wieder erobert, und man feierte in Paris zum anderen Male die „Befreiung" der Elsäßer.

Sie wurde im Elsaß selbst wesentlich ruhiger aufgenommen als die erste, und auch in Paris hatte man bald an andere Dinge zu denken, die weniger zu Feierlichkeiten Anlaß gaben. Der große Einmarsch der deutschen Truppen hatte begonnen, Ostfrankreich wurde langsam, aber der ganzen Breite der deutschen Grenze nach besetzt, und die französische Armeeleitung fand es für geratener, die Stadt Mülhausen diesmal freiwillig zu räumen. Und diesmal hatten die Franzosen Zeit, ihren „warmen Gefühlen" für die elsässische Bevölkerung Ausdruck zu geben: sie zerstörten öffentliche Gebäude in den Städten und suchten in den Dörfern nach „Verrätern".

Es war an einem Vormittag, da wurde der „Rebstock" von einem Dutzend Franzosen umstellt. Der alte Knecht kam hereingerannt und rief dem Stoller zu, daß er schleunigst fliehen möchte.

Ob das noch möglich gewesen wäre? Der Stoller dachte nicht darüber nach. Dieses gesunde Gefühl, daß, wenn man immer recht gehandelt hat, man sich nicht zu verstecken braucht, war in dem Manne mit der breiten offenen Stirn zu stark, als daß er sich so schnell in etwas anderes hätte fügen können.

Sie kamen aber auch gleich in die Stube. Else saß

am Tisch; sie meinte, daß es Gäste wären, wie sie sonst ins Wirtshaus kommen; es blieb aber einer an der Türe mit aufgepflanztem Bajonett stehen. Zwei andere befahlen. Der Stoller stand auf und wurde sogleich festgenommen und gefesselt. Das ging so schnell, daß weder der Stoller noch Else irgend etwas dagegen tun oder auch nur sagen konnten.

Erst als er abgeführt werden sollte, warf sich Else dazwischen und fragte die Männer: „Wo wollt ihr meinen Vater hinführen?"

„Vor das Gericht," war die Antwort.

„Vor welches Gericht?"

„Vor das Gericht, wo man die Verräter wertet," sagte hart und ironisch der französische Unteroffizier, der die Führung hatte.

Als Else sah, daß da jedes Wort umsonst war, ging sie rasch an den Schrank.

Einer der Soldaten trat ihr in den Weg.

„Lassen Sie mich, ich muß da etwas holen!"

Die ruhige Art bezwang den Soldaten, er stand aber dicht neben ihr, als sie einen Schal aus dem oberen Fach nahm und ihn um die Schultern legte.

„Was willst du, Else?" fragte der Vater.

„Ich gehe mit dir, Vater."

„Nein, bleibe du hier und sieh nach dem Rechten; ich komme bald wieder."

Obwohl Stoller das mit aller Ruhe und Sicherheit gesagt hatte, überzeugte es Else doch nicht. Sie sah auf den aufrechten Mann, und jetzt packte es sie erst innerlich ganz und gar, daß dieser Mann gefesselt wie ein gemeiner Verbrecher abgeführt werden sollte. Sie fragte noch einmal mit den Augen, er antwortete, und jetzt kniete sie vor ihm nieder, und sie bat: „Laß mich mitgehen, Vater!"

Er blieb ganz ruhig stehen und legte die zusammengebundenen Hände auf ihren Kopf: „Bleib du hier! Ich komme wieder. So gewiß es einen gerechten Gott gibt, so gewiß komme ich wieder!“

Die Soldaten führten den Stoller hinaus. Else war auf den Knien geblieben, und sie sah ihm nach, als wenn sie immer noch nicht gewiß wäre, daß dies alles geschehen konnte ...

Erst als sie fühlte, daß jemand neben ihr stehe, richtete sie sich auf.

Es war Schanni. „Mußt dich ganz ausweinen, Maidle; denn nachher mußt du ein starkes Frauenzimmer sein, wenn du das alles hier in Ordnung halten willst,“ sagte er.

Else wollte ihr Innerstes vor niemandem offen wissen. „Was wollt Ihr, Schanni?“ fragte sie, fast wie sonst.

„Ein Viertel Wein tät' ich trinken.“

Else setzte das Glas hin wie sonst, und der Schanni nahm es zwischen die Hände; er saß wie sonst in seiner Ecke. Als Else sich wegwandte, kam ein Knecht, der fragte, ob man erst in der Nütte oder auf dem Käpele den Weizen abmachen sollte.

Sie dachte nach und sagte dann: „Geht in die Nütte. Die Magd kommt nachher hinaus, sowie sie in der Küche fertig ist.“

Der Knecht ging, der Schanni begann seinen Wein zu trinken, und Else machte sich bei den Gläsern zu tun. Sie hatte so viel Gewalt über sich, alles zu machen, wie wenn gar nichts Besonderes wäre. Sie sprach sogar mit dem Schanni.

Er ging langsam fort, als er seinen Wein getrunken hatte.

Else dachte über alles wieder nach, und sie faßte

dieses eine Vertrauen fest und richtete sich daran auf: der Vater ist unschuldig, also kann ihm auch nichts geschehen!

Gegen Abend kamen die Leute vom Felde heim, und Else ordnete alles so an, wie es der Vater auch getan hätte. Als es aber Nacht war und ganz still, und Else ganz allein in der Stube saß, da kam auf einmal eine furchtbare Angst über sie. Sie dachte an den Vater und auch an die Mutter, aber sie rechtete nicht mit ihr, auch nicht in Gedanken. Jetzt, wo es so unselig still war, hatte sie nur den Wunsch, daß doch irgend jemand da wäre, den man liebhaben könnte.

* * *

Am nächsten Tage, während alle im Haus beim Frühstück waren, begannen die Kanonen wieder ihr Spiel. Man hörte es sogleich, es war nicht in unerreichbarer Ferne, es war nah, ganz nah. Man hörte die beiden Schläge, die zu einem Schuß gehören, und ehe man vom Tische aufstand, setzte dieses Rattern wieder ein, das man noch recht gut in Erinnerung hatte.

Die Knechte und die Magd gingen still hinaus; sie wußten, was sie zu arbeiten hatten, und hatten daran zu denken. Else machte sich zu schaffen, wo es gar nicht nötig war. Sie konnte ihr geistiges Schauen nicht lenken, wie sie es hätte tun mögen, und immer wieder sah sie Verwundete, Tote und fliehende Menschen. Dann auf einmal kam wieder die Furcht über das Schicksal des Vaters.

Das Schlimmste wartete noch.

Die Schießerei kam näher. Man sah aber keine Soldaten und auch sonst nichts, was an den Krieg erinnerte. Der eine Knecht und die Magd waren auf

dem Felde, der andere wollte eben gehen. Else sagte ihm, daß er dableiben möchte. Es war ein alter Mann, der im Hause seit zweiundzwanzig Jahren gut und recht diente, sein erspartes Geld auf der Sparkasse liegen hatte, und der alles, was die Familie anging, so besorgte, wie wenn es seine eigene Sache wäre. Er sah, daß Else furchtbar litt, und so blieb er gern zu Hause und ging auf den Boden, um dort das Getreide, das noch vom vorigen Jahre da war, aufzufassen und in Säcke zu tun, damit die Behälter für das neue Getreide frei würden.

Else hatte eben im Keller zu tun, als ein ganz naher Kanonenschuß erdröhnte, gleich darauf zitterte das ganze Haus, und es gab einen zweiten, viel stärkeren Schlag, dann ein Krachen irgendwo, es mußte ganz nahe sein. Else meinte, daß ihr das Haus über dem Kopf zusammenstürzen müßte, und ganz instinktmäßig rannte sie zur Treppe.

Jetzt war es totenstill. Eine Katze raste an Else vorüber. Das war nicht so, wie sonst Hauskatzen die Treppe herunterkommen. Else ging hinauf und sah, daß eine Granate in das Haus eingeschlagen hatte: das Dach war durchschlagen, ein Sparren zersplittert, das volle Licht flutete herein und fiel auf einen furchtbar verstümmelten Menschen. Das war der alte Knecht gewesen, jetzt war es etwas, das sich nicht beschreiben läßt.

Draußen im Dorfe rannten die Leute über die Straße. Wer etwas zu verlieren hatte, und das hatten sie alle, der hastete heim, und alle riefen einander zu.

Else hörte nichts davon; sie stand an den Kamin angelehnt und mußte auf dieses Unglück starren, lange — lange. Dann ging sie hinunter. Und was sie jetzt noch tat, das tat sie wie eine Nachtwandlerin,

ruhig, sicher und ohne, wie es schien, es zu wissen. Sie holte einen Schal aus dem Schrank und legte ihn um die Schulter; Schritt für Schritt auf den Boden sehend, kam sie zur Türe. Dort wandte sie sich noch einmal, dann ging sie rasch davon.

Eben ein neuer Kanonenschuß — sie beschleunigte ihren Gang, weiter durch die Gärten und fort, nur fort.

Sie sah nicht mehr nach dem Dorf zurück, und sie meinte, sie wollte auch nichts mehr von ihm hören. Aber am steilen Rain, wo sie das Sträßlein nehmen mußte, das ins Tal hinunterführt, weil es nicht möglich war, anderswo zu gehen, kam ein Bub gefahren mit zwei Kühen an einem Wagen, ein Bub aus dem Dorf.

„Else," rief er, so im Vorübergehen, „hast es schon gehört, Else?"

„Nein," sagte Else, und sie wußte nicht einmal, was sie eigentlich sagte.

Der Bub aber wollte seine Neuigkeit anbringen und rief von seinem Wagen herunter: „Dem Wilkefranz hat eine Granate beide Beine abgeschlagen!"

Else nahm ihren Schal über den Kopf und ging rascher, rascher.

Da hinten hörte man wieder die Granaten.

Else dachte nicht mehr daran, sie ging, so rasch sie gehen konnte, immer weiter, hörte auf nichts mehr; sie kam an Leuten vorüber, die sie grüßten, sie wußte nichts davon; sie hatte nur den einen Willen: fort!

Sie kam an Dörfern vorbei, die sie kannte; sie dachte nicht einmal an ihre Namen. Sie dachte nur daran, wie sie möglichst schnell weiterkommen konnte. Sie kam dahin, wo das Tal in die Ebene ausläuft. Sie blieb einen Augenblick stehen; denn hier gab es nach verschiedenen Richtungen Wege. Da hörte sie plötzlich wieder einen Kanonenschuß; sie fuhr zusammen

und ging gleich darauf in entgegengesetzter Richtung weiter.

Sie traf Menschen, Wagen, Truppen, sie kam durch Städte und Städtlein, sie fragte nach nichts, sie behielt die einmal eingeschlagene Richtung und kümmerte sich um sonst nichts mehr. Sie kam in eine Ebene und sah in der Ferne, der sie zustrebte, blaue Berge. Die lagen so friedlich. Wohlig glitt die Augustsonne darüber, und sie meinte, daß dort Ruhe sein müßte, irgendwie Ruhe für ihre Seele.

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend stand sie auf einmal an einem großen Strom. Sie konnte nicht ganz an das Ufer kommen, weil Drahtverhaue aus weißem Stacheldraht da waren.

Während sie stille stand, kam ein Soldat. „Wo wollen denn Sie hin?" fragte er und sah sie mißtrauisch lange an.

Das mußte sie kaum bemerkt haben, denn sie gab zur Antwort: „In den Frieden."

Der Soldat, ein Württemberger Landwehrmann, hatte inzwischen das Mädchen als ungefährlich eingeschätzt. „Das ist schlimm," sagte er, „denn wo in der Welt noch kein Krieg ist, da kommt er noch hin. Haben Sie Papiere?"

„Papiere?" Sie wußte nicht, was er meinen konnte. „Muß man Papiere haben, wenn man in den Frieden will?"

„Das will ich meinen, jetzt darf man nicht einmal sterben, wenn man keinen Paß bei sich hat; vom Leben ist gar keine Red'."

Kanonenschüsse dröhnten weither. Else erzitterte, und jetzt kam wieder diese heillose Angst über sie.

Der Landwehrmann mußte irgendwie gemerkt haben, daß er es mit einer Unglücklichen zu tun hatte,

die der Krieg niedergeschmettert; er legte das Gewehr weg und führte sie auf einen Fußpfad. „Da gehen Sie weiter, Fräulein! Wenn Sie Glück haben, kommen Sie an eine Eisenbahnbrücke, es fährt aber lange keine Eisenbahn mehr darüber. Ich wünsche Ihnen, daß man Sie passieren läßt. Wenn Sie erst über den Rhein sind, dann riechen Sie kein Pulver mehr; denn dafür stehen wir hier und dort oben auf dem Berg die Kanonen."

Als Else an die Brücke kam, sah sie viele Soldaten vor sich, sie sah auf der anderen Seite des ruhigen grünen Wassers Kanonenmündungen gegen die Brücke gerichtet, und sie nahm ihren Schal enger um ihre Schultern, als wenn sie sich schützen wollte.

„Wohin so spät?" fragte einer von der Brückenwache.

„In den Frieden."

Zu einer anderen Zeit hätte wohl der und jener gelacht auf eine solche Rede, aber diese alle hier kannten den Krieg, und sie erkannten auch, daß sie ein vom Krieg verscheuchtes Menschenwesen vor sich sahen; es lachte keiner.

„Wo kommen Sie her?"

„Aus dem Wasgenwald, aus meinem Heimatdorf, das vielleicht schon zusammengeschossen ist."

„Wo sind Ihre Eltern?"

„Ich weiß es nicht."

„Haben Sie einen Vater?"

„Gehabt, und er hat niemand etwas zuleide getan, aber sie haben ihn geholt."

Eben kam ein Leutnant zu der Gruppe; der Feldwebel, der bis jetzt mit Else verhandelt hatte, sprach leise ein paar Worte mit seinem Vorgesetzten.

Der Offizier kam zu dem Mädchen und sagte

freundlich: „Haben Sie Verwandte oder Bekannte da drüben, oder wissen Sie Leute, zu denen Sie gehen könnten?“

„Ich will in den Frieden,“ wiederholte Else, und es lag in ihrer Rede, daß sie meinte, das wäre so ein bescheidener Wunsch, daß kein Mensch dagegen sein könnte.

„Haben Sie denn niemand mehr, die Mutter, einen Onkel oder sonst irgend einen lieben Menschen, der sich Ihrer annimmt?“

„Die Mutter ist fort, es weiß niemand wohin, den Onkel haben sie erschossen an der Friedhofmauer, er war ein schlechter Mensch gewesen, und einen guten, lieben Menschen hatte ich, dem hat eine Granate beide Beine abgerissen. Es ist furchtbar, es ist so furchtbar! Lassen Sie mich in den Frieden gehen!“

Diese Bitte, so sinnlos sie den Worten nach war, rührte die Männer, die sonst um kein Gut der Welt jemanden durchgelassen hätten, der nicht mit den nötigen Papieren versehen war.

Der Offizier nahm ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb ein paar Worte darauf und gab es dem Mädchen. „Sie gehen da um den Berg, dann kommen Sie in ein breites, schönes Tal mit vielen Dörfern und Städtlein. Fragen Sie nach dem, das ich Ihnen aufgeschrieben habe, und dort wieder nach dieser Frau; es ist meine Mutter. Geben Sie ihr den Zettel, dann wird sie weiter für Sie sorgen. Glück auf den Weg!“

Zu einem Soldaten sagte der Offizier leise ein paar Worte; der ging mit Else über die Brücke; so kam sie auch durch die Wachtposten auf der anderen Seite.

Als Else ungefähr eine Stunde gegangen war, da war sie in dem Tal; vom Rheine sah sie nichts mehr, nichts mehr von ihrer Heimat, dem Elsaß. Sie hörte

noch einmal einen Kanonenschuß, aber viel schwächer als bisher.

Still war es in dem Tal. Man hatte nirgends Wagen mit Betten und Möbeln bereit stehen, und die Menschen hasteten nirgends herum. Man sah jetzt sogar keine Soldaten mehr auf den Straßen, zu beiden Seiten des Tales waren grüne Hügel und, in Obstbäumen versteckt, da und dort kleine Dörflein.

Jetzt hatte Else das Gefühl, daß sie aufatmen dürfte. Dazu wollte sie von der Straße weg, und sie bog in einen Nebenweg ein und kam an die Seite des Tales.

Drüben war die Sonne untergegangen, und es lag ein friedlicher Abend über der Gegend. Ob es diese Stille war oder etwas anderes, das von den Menschen ausging, die überall da in den Dörfern wohnten, Else wußte es nicht, aber sie fühlte sich nicht mehr gehetzt und gejagt, und unter einem Baume am Wege setzte sie sich hin und lehnte sich an den Stamm.

Jetzt merkte sie auch, daß sie furchtbar müde war; sie schloß die Augen und bemühte sich, alles, alles zu vergessen ...

Als sie wieder um sich sah, war es klarer Tag, und ein alter Mann stand neben ihr.

„Gut geschlafen, Maidle?" sagte er.

Else stand rasch auf. „Wo bin ich?" fragte sie. „Was ist das für eine Gegend?"

„Das ist das Wiesental. Wo kommt Ihr denn her, daß Ihr nicht wißt, wo Ihr seid?"

„Ist hier nicht Krieg?"

„Krieg? Ach wo. Da drüben ist Krieg, im Elsaß, überm Rhein drüben, aber hier im Schwarzwald ist kein Krieg. Der Krieg kommt nicht über den Rhein."

„Seid Ihr so sicher?"

„Ganz sicher, Maidle! Ihr seid wohl aus dem Elsaß, daß Ihr daran zweifelt?“

„Ja, ich komme aus den Vogesen.“

„Wo wollt Ihr hin?“

Else suchte nach dem Papier und zeigte es dem Manne.

Er sagte: „Ja, ohne Brille kann ich das nicht lesen, aber es ist auch gleich, wo Ihr hin wollt, kommt mit zu mir nach Hause und trinkt erst Euren Kaffee; Ihr habt unter meinem Baum übernachtet, drum sollt Ihr auch an meinem Tische das Frühbrot einnehmen.“

Else sah den Mann an, er war mittelgroß, hatte einen grauen Bart, ein kluges, gutmütiges Gesicht und trug ein Körblein mit Äpfeln und Birnen in der Hand.

„Ich weiß nicht —“ sagte sie zögernd.

„Ob Ihr das so annehmen dürft — nicht wahr? Aber es ist keine Zeit zu solchen Bedenken. Kommt mit, der Krieg hat zwei Stühle leer gemacht an meinem Tisch, ich möcht' Euch gern auf einem sehen!“

Noch einen Augenblick zögerte Else.

Der Mann sagte nichts mehr; er bückte sich und nahm Obst auf, das am Boden lag.

Jetzt fand sie sogleich den Anschluß. „Darf ich das machen?“ sagte sie und nahm ihm das Weidenkörblein aus den Händen und suchte rasch alles Obst zusammen. Dann trug sie das Körblein, und beide gingen miteinander nach dem Dorf. Der Alte fragte nicht mehr nach Woher und Wohin; er erzählte davon, daß er auch einmal im Elsaß gewesen sei, Anno siebzig. Dabei kamen sie ins Dorf, und gleich eines der ersten Häuser gehörte dem alten Manne. Sie gingen durch den Hof und kamen so von hinten in das Haus.

In der Küche war ein Mädchen am Herd be-

schäftigt. „Hast etwas gefunden?“ fragte es, ohne sich umzusehen.

„Etwas ganz Besonderes.“

„Was wird das wohl Besonderes sein?“

Jetzt erst wandte sich das Mädchen um, staunte, sprach aber gleich ein paar freundliche Worte und entschuldigte sich, daß noch nichts aufgeräumt sei. Dann ordnete es den Tisch, und alle drei und noch ein junger Mann, der Sohn, nahmen Platz.

Bei Tisch sprach man von den Geschäften des Tages. Vater und Sohn hatten draußen in einer Spenglerwerkstätte ihre Arbeit, und sie behandelten die Dinge, wie wenn kein Fremdes da wäre. Das hatte auf Else eine ganz eigene Wirkung; sie kam sich vor, wie wenn sie dazugehörte, es waren Sorgen und Gedanken, wie sie auch in des Vaters Hause ähnlich jeden Tag da waren.

Nach Tisch gingen die beiden Männer hinaus, das Mädchen, es hieß Sophie, räumte ab. Else griff zu und half hinaustragen. Als Sophie das Kaffeegeschirr wusch, trocknete Else ab, und als Sophie in der Wohnstube aufräumte, nahm Else einen Staublappen und wischte die Möbel. Dabei sprachen sie nur gerade von dem, was sie tun wollten und taten. Eine halbe Stunde später saßen sie miteinander am Fenster, eines an der Nähmaschine, das andere mit einer Strickarbeit.

Aber einmal stand Sophie auf und ging in die Werkstätte. Der Vater war gerade allein draußen. „Du, Vater, wir wollen sie behalten, Else heißt sie. Wo doch die Henni jetzt fort ist, könnten wir so gut jemand brauchen. Ich glaub', ich könnt' sie so liebhaben wie die Henni.“

Der Vater legte die Blechschere weg. „Ja, mir

ist's recht. Mußt sie halt fragen, ob sie dableiben will."

„Oh, ich will es ihr so nett machen, daß sie gar nicht wieder fortkommt."

Sophie ging wieder in die Stube, Else saß noch bei der Arbeit.

„Habt Ihr auch jemand im Krieg?" fragte Else.

„Meinen Bruder; aber er ist nicht im Feld, er muß in Ulm Gefangene bewachen."

„Das ist nicht gefährlich."

„Nein, und ich hätte so gern gehabt, daß von uns auch jemand an der Front wäre!"

„Habt Ihr den Bruder nicht gern?"

„Doch — gerade darum!"

Else ließ die Hände ruhen und sah hinaus in die friedliche Dorfstraße. „Sie kennen den Krieg nicht," dachte sie, „sie wissen gar nicht, was das ist, und er ist doch so nah bei ihnen."

Sophie sann darüber nach, wie sie es wohl anstellen möchte, dieses Mädchen zu fangen, daß es bei ihr bliebe.

„Noch mehr tut es mir leid um eine Base von mir; die ist bei mir gewesen seit meinem achten Jahre. Weil ihre Eltern tot waren, ist sie zu uns gekommen, und als dann meine Mutter starb, habe ich niemand sonst gehabt, den ich so liebhaben konnte."

Jetzt hörte man einen fernen Kanonenschuß.

Else ließ die Hände sinken. „Was ist das?" fragte sie.

„Das kennt Ihr nicht? Das sind die Kanonen im Elsaß, wir hören sie alle Tage," sagte Sophie im Weiterarbeiten.

„So, das sind die Kanonen im Elsaß! Wißt Ihr, was das heißt?"

„Daß Krieg ist." Sophie arbeitete immer weiter.

Es folgte ein zweiter dumpfer Schlag.

Else stand auf. „Und wißt Ihr, was Krieg ist?“

Sophie antwortete, als wenn jemand gefragt hätte, was ist zweimal zwei: „Das ist, daß wir der Welt zeigen, wie recht wir haben.“

Else schüttelte den Kopf. „Nein, das ist etwas anderes. Da verliert man Vater und Mutter dabei, und in den Gassen geht der Mord um. — Jetzt schon drei Kanonenschüsse — —! Wißt Ihr, wie vielen Kindern das Elternhaus über den Köpfen damit zusammengeschossen wurde?“

Sophie war aufgestanden und faßte Else bei beiden Händen. „Else, setzt Euch wieder, ich will Euch liebhaben, daß Ihr das alles vergessen könnt.“

Der innige Ton, der aus diesen Worten klang, hatte etwas unwiderstehlich Machendes, Else ließ sich an den Händen wieder an das Fenster führen.

Sophie wollte ihren Sieg weiter ausnützen. „Ich will Euch so liebhaben, daß gar kein Unglück mehr an Euch herankommen kann.“

„So hab' ich einmal jemand liebgehabt, und eine Granate hat ihm beide Beine abgeschlagen!“

„Um Gottes willen!“

„Darf man das vergessen?“

„Das — weiß ich nicht,“ antwortete Sophie zögernd.

Und jetzt gerade kam ein starkes, dumpfes Dröhnen — Kanonenschüsse, viele mußten es sein, und sie folgten einander so rasch, daß man die einzelnen nicht mehr unterscheiden konnte. Es dauerte nur Sekunden.

Else war blaß geworden und ganz scheu zurückgegangen zu dem Stuhl, auf dem noch von heute morgen ihr Schal lag. Sie griff danach, als wenn ihre Seele nichts davon wüßte, was ihre Hände taten, und sie trat mit kleinen Schritten an die Tür. „Ich

danke Euch vieltausendmal für Eure liebe, gute Meinung und Absicht. Ich suche den Frieden, der ist wohl bei Euch, aber man ist zu nah am Kriege. Ich kann nicht bleiben, ich muß weiter!"

Damit öffnete sie die Tür und ging hinaus, schloß sie ganz leise und ging weiter, weiter, immer weiter.

Sophie sah ihr nach durch das Fenster, sah sie die Straße entlang gehen und um die nächste Ecke biegen. Dann setzte sie sich und sagte leise zu sich: „Und ich hätte sie so liebhaben können!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Else ging über den Höhenrücken rechts vom Tale und kam durch fruchtbare Felder. Das reife Korn glänzte golden, und viele Bäume standen voll Pflaumen. Wenn von drüben die Kanonenschläge kamen, blieb selten jemand stehen und horchte; man ging seiner Arbeit nach, als wenn nichts Besonderes wäre. Das war so fremd für Else.

Einen Mann, der daherkam und ein Lied pfiff, fragte sie: „Sind auch Bekannte von Euch im Krieg?"

Stolz sagte der: „Zwei Buben von mir sind drin!"

„Geht es ihnen gut?"

„Denen ist's lang genug gut gegangen; das ist ganz recht, wenn die einmal gehörig strapaziert werden," sagte der Mann, und dann schaute er die Fragerin an. „Wo kommt Ihr denn her?"

„Aus dem Elsaß, wo der Krieg ist," antwortete Else und ging rasch weiter.

Als gegen Mittag ein Wetter heraufzog, kam eine Hast in die ländliche Gemütlichkeit. Else kannte das, und sie suchte nicht lange Gelegenheit; dem ersten, der ankam, um seinen Weizen noch vor dem Gewitter unter Dach zu bringen, bot sie ihre Hilfe an, die gern angenommen wurde. Als der Wagen hochgeladen

heimwärts rollte, mußte sie mit ins Dorf, damit man ihr mit einem ländlichen Mittagessen die Dienste lohnen konnte.

Auch hier wäre sie geblieben; aber von da drüben kamen, auch durch ein schweres Wetter hindurch vernehmbar, immer noch die Kanonenschläge.

Sobald der Regen nachgelassen hatte, ging sie weiter, den höchsten Höhen des Schwarzwaldes entgegen. Noch bevor es Abend war, stand sie vor Bergen, über die keine Straßen mehr führten. Da mußte sie wieder hinab ins Tal, und jetzt kam sie in jenes Städtlein, wo die Mutter des Offiziers wohnte, der ihr den Zettel gegeben hatte. Sie besann sich, ob sie nicht die angebotene Gastfreundschaft in Anspruch nehmen sollte, aber noch hörte sie die Kanonen, und sie ging weiter das Tal entlang.

Das Tal wurde jetzt enger, die Dörfer wurden kleiner und seltener, die Berge zu beiden Seiten immer höher, und die Wälder stiegen immer weiter ins Tal herunter und waren dunkler, da es fast ausschließlich Tannenwälder waren.

Mit jeder neuen Windung, die das Tal machte, schoben sich neue Berge zwischen sie und ihre Heimat; die Kanonenschläge wurden schwächer, und manchmal wußte sie nicht, sie mochte noch so aufmerksam hinhorchen, ob es Wahrheit oder Täuschung war, daß sie immer wieder von Zeit zu Zeit ein dumpfes, schweres Grollen vernahm.

Es war schon Abend, als sie im hinteren Wiesental in ein kleines Dorf kam, wo die bekannten Schwarzwaldhäuser mit den breiten Dächern, die man sonst mehr in den Bergen findet, bis ins Tal herunter behäbig und friedlich an den Hängen lagen. Vor einem solchen Hause auf allerlei Holz und Geäst fast wie

eine Herde Vögel, die sich ausruht, saß eine Kinderschar, Mädchen im Alter von sieben bis zwölf Jahren, und sie hatten ein jedes eine Strickarbeit in den Händen und sangen zur Arbeit allerlei Lieder.

Aus einiger Entfernung hörte Else zu. Für sie hatten diese alten, einfachen Lieder einen viel tieferen Klang als für die Kinder, die sich zwischen ernsten Strophen wieder heitere Worte zuwarfen und dazu lachten so rein und echt, wie Kinder eben lachen.

Jetzt wandten sich die Kleinen nach ihr. Sie wußten nicht, was die Fremde wohl haben mochte, sie tuschelten untereinander, und eines kam und fragte Else: „Weißt du den Weg nicht?"

Es war ein kleines beherztes Ding mit dunklen Augen. Und als Else es richtig ansah, da fiel ihr ein, daß sie dies Gesicht irgendwo, irgendwann schon einmal gesehen hatte. Hundert Bilder der Tage im Elsaß gingen an ihrer Seele vorüber, hastig griff sie im Geiste nach allen, und auf einmal wußte sie es. Es krampfte ihr das Herz zusammen.

„Wo ist dein Vater?" fragte sie.

„Mein Vater ist im Krieg."

Else faßte das Kind an den Schultern; sie meinte, es könne nicht möglich sein. „Was macht er im Krieg?"

„Er hat acht, daß kein böser Mensch über den Rhein kommt und uns was tun kann. Weißt du, wo der Rhein ist?"

„Ja, ich weiß es, wo der Rhein ist, und ich weiß auch, wo der Krieg ist — aber wo ist deine Mutter?"

Das Kind sah hinüber nach einem anderen Haus. „Dort sitzt sie."

Auf einer Bank saß eine Frau, hatte einen Korb vor sich und machte Gemüse für die Küche zurecht.

Else sah genau hin und erkannte gleich, wen sie vor sich hatte. Sie ließ das Kind los und besann sich, ob sie es sagen sollte, wie sein Vater tot an einem Baum gesessen und in jeder Hand ein Bild gehalten, auf die noch die starren Augen sahen.

„Nein, ich kann es nicht," sprach Else leise zu sich. Sie hob das Kind hoch und küßte es; dann kamen ihr die Tränen in die Augen, und sie ging rasch weiter.

Es war Nacht, als sie nicht weit von dem höchsten Gipfel des Schwarzwaldes in einem breiten Haus, das an einem Bächlein lag, Unterkommen fand. Sie war sehr müde und sehr hungrig, was sie erst merkte, als sie in einer freundlichen Bauernstube bei Menschen war, die sich liebevoll ihrer annahmen.

Auch aus diesem Hause war ein Sohn fort, und darum fragte man sie am anderen Morgen gleich, wie es da drüben wäre, ob es bei den Deutschen auch schon Tote gegeben hätte, und hundert andere Dinge.

Aber sie erzählte alles ganz anders, als sie es wußte oder gesehen hatte, weil sie wohl fühlte, mit welch heiliger Zuversicht ein jedes an die Unverletzlichkeit seiner Lieben glaubte. Sie hatte den Frieden gesucht, und wenn sie gesagt hätte, was sie gesehen, dann hätte sie den Frieden aus den stillen Winkeln dahinten hinausgetrieben.

Es kam aber noch etwas anderes dazu, was sie zum Schweigen veranlaßte. Der Vater des Hauses hatte den siebziger Krieg mitgemacht und das, was er dort mit angesehen und erlebt, nun so oft erzählt, daß es allen in Fleisch und Blut übergegangen war. Sie meinten alle, daß sie recht wohl wüßten, wie der Krieg aus der Nähe aussah. Und weil das doch so ganz anders war, so schien es Else besser, das eigene Erlebnis ganz für sich zu behalten.

Als Arbeitskraft war sie willkommen, und sie wollte arbeiten. Sie wollte so viel arbeiten, als ihr nur irgend möglich war; denn so vermochte sie am besten, nicht zu vergessen, aber zu überwinden, was dahinten lag.

* * *

An einem Augustabend war der Stoller heimgekehrt. Es hatte sich zwar nicht seine Unschuld herausgestellt, ganz im Gegenteil hatte sich Stoller selber überzeugen können, daß er für die Begriffe eines französischen Kriegsgerichtes schuldig genug war, um an irgend einer Gartenmauer erschossen zu werden, aber das französische Kriegsgericht war nicht dazugekommen, in seinem Falle „Recht" zu sprechen. Der ganze Transport, zu dem Stoller gehörte, war den Franzosen nach einem harten Gefecht in der Nähe von Thann wieder abgenommen worden. Alle wurden nach kurzem Verhör freigegeben.

In freudiger Erregung war der Mann über Berge und Hügel, durch Schluchten und Täler geeilt, weil er sich wohl denken konnte, daß sein Mädchen zu Hause, das er liebte, wie nur ein Vater ein Kind lieben kann, in Angst und Sorge um ihn war.

Als er in sein Haus trat, war es still und leer. Die Magd und der eine Knecht waren noch da; sie wußten ihm aber nur wenig über Else zu sagen, und daß sonst im Hause weiter kein Schaden angerichtet war, konnte ihn nicht trösten, um so weniger, als ihm auch der Tod des alten Knechtes sehr nahe ging.

Stoller klagte nicht. Er ging schon am gleichen Abend seiner Arbeit nach, und am anderen Morgen nahm er Axt und Säge, um droben auf dem Boden das Loch im Dach, das die Granate geschlagen, wieder auszubessern. Er arbeitete mit Geschick und Fleiß wie

vordem; nur das eine hatte er, er konnte manchmal eine halbe Stunde und auch länger hinstehen und dumpf vor sich hinstarren. Das hatte er früher nie gehabt. Ein Erzähler war er ja nie gewesen; jetzt sprach er aber auch das Nötigste nicht gern. Von den Gästen, die vordem im „Rebstock" verkehrt hatten, kamen nicht viele mehr, und die kamen, gingen sehr bald wieder. Nur Schanni trank noch regelmäßig sein Viertel, und er trank es so gemütlich und sachlich wie immer.

Eines Morgens kam der Schanni und schien etwas Besonderes zu wissen und zu wollen.

„Was hättet Ihr gern?" fragte ihn die Magd.

„Mein Viertel und den Stoller."

Das Viertel kam und einige Minuten nachher auch der Wirt. „Was ist los, Schanni?"

„Weißt, Stoller, ich tät' mich getrauen."

„Zu was denn?"

„Wenn Ihr einverstanden wäret und mir helfen wolltet, dann tät' ich mich schon getrauen, trotz meiner alten Knochen."

Der Wirt wurde schon ungeduldig. „Red nicht lang um deine Sach' herum! Was hast?"

„Die Courage hab' ich, dein Maidle zu suchen."

Der Schanni tat einen tiefen Schluck aus seinem Glas, und der Wirt sah ihn etwas seltsam an.

„Sie weiß, wo ich wohn'!" sagte der Stoller, und es war eine harte Abweisung darin.

Aber der Schanni ließ sich nicht von seinem Plan abbringen. „Wo du gewohnt hast, weiß sie freilich. Daß sie aber weiß, wo du jetzt wohnst, das ist einfach nicht wahr."

Weil der Schanni graue Haare hatte, durfte er so zum Stoller sprechen.

Der sagte zunächst überhaupt nichts auf die Entgegnung; er ging ein paarmal auf und ab, er wußte, daß der Waldhüter einen bestimmten Gedanken haben mußte. Und als er wieder einmal auf den Alten sah und ihn so ruhig und zuversichtlich fand, da faßte auch der Stoller mit einem Male irgend eine ungewisse Hoffnung. „Schanni, wenn dir das gelingt —“

„Nichts versprechen!“ wehrte Schanni ab.

Der Wirt setzte sich zu ihm, und jetzt entwickelte Schanni seinen Plan; er war merkwürdig einfach und verblüffend richtig. „Ich geh' halt und such', bis ich dein Maidle wieder g'funden hab'.“

Weil der Schanni unbedingt an den Erfolg glaubte, half ihm Stoller. Er verschaffte ihm die nötigen Papiere, gab ihm Geld, und am anderen Morgen ging der Schanni auf die Reise.

Bis nach Mülhausen konnte er ohne besondere Mühe die Spur verfolgen. Da er damit rechnete, daß Else da geblieben sein könnte, so suchte er sie dort zwei Tage, dann ging er weiter nach Osten und in der Nähe von Basel über die Schweizer Grenze. Die strenge Kontrolle in der Schweiz ermöglichte ihm bald festzustellen, daß er sie da nicht zu suchen brauchte. Er ging ins Elsaß zurück und zunächst an den zweiten Rheinübergang, der nach Mülheim führt.

Elsässer Mädchen waren dort viele über den Rhein gegangen, darunter auch schlanke blonde, die einen Schal um die Schulter getragen. Aber Schanni behauptete, daß diese allein gegangen sei, und ein Mädchen, das allein des Weges kam, hatte man nicht getroffen. Zudem sagte er, daß sie keine Papiere gehabt habe; darauf versicherte man ihm, daß sie dann auch weder da noch sonstwo über den Rhein gekommen sei.

Das schreckte den Alten nicht ab. Er erfuhr auf sein

Befragen, daß ein anderer Rheinübergang weiter oben, nicht weit von der Schweizer Grenze, sei, und er kam an einem Septemberabend dort an.

Erst wollte auch da niemand etwas von einer einsamen Verworrenen wissen, aber ein Landwehrmann aus dem Wiesental erzählte, daß ihm seine Frau geschrieben, daß in seinem Dorfe ein fremdes Mädchen, das wohl dieses gewesen sein könnte, unter einem Baume übernachtet hätte und am anderen Morgen wieder weitergegangen sei.

Das war schon mehr.

Schanni hatte die Ruhe des Alters; das half ihm weiter, als wenn er die Beine der Jugend gehabt hätte. Er ging, als er im Wiesental angekommen war, immer nur so weit, als er bestimmte Anhaltspunkte fand. Er lagerte sich halbe Tage lang an der Straße und fragte alle, die aus den Bergen kamen, über das Mädchen aus.

Schanni war zwölf Tage unterwegs, als er das Dorf fand, wo Else wirklich war. Sie hatte die ganze Zeit mitgearbeitet auf dem Felde und im Haus und war jetzt draußen. Schon aus der Beschreibung ihrer Hausgenossen wußte er, obwohl sie keinen Namen angegeben hatte, daß er am Ziele war.

Jetzt trank er erst geruhsam ein Viertel Wein, und dann machte er sich ganz gemächlich auf den Weg nach der Richtung, wo Else mit anderen zu finden sein sollte.

Auf einmal, an einer Wegbiegung, stand sie vor ihm. Beide waren fast in gleicher Weise erstaunt. Else hatte einen hölzernen Rechen über der Schulter und am Arme ein Körblein. Sie stand still und machte große Augen; alles, was in dem stillen, vergessenen Schwarzwaldwinkel in ihr schlafen gegangen war, die furchtbaren

Eindrücke jener Tage — es stand jetzt wieder lebhaft vor ihr.

Schanni beherrschte seine Überraschung vollständig. Else war um weniges anders, als er sie sich gedacht hatte; nur diese irrenden Augen anstatt ihres sonst so ruhigen, klaren Blickes . . .

Er wollte ihr gleich das Schönste sagen und sprach: „Dein Vater läßt dich grüßen!"

Ihre Überraschung schien jetzt noch größer. „Der Vater —? Du bist doch der Schanni?"

„Aber ja doch, Else!"

„Wo ist der Vater? Sag's gleich, und wenn es das Ende ist!"

Schanni trat näher an sie heran. „Dein Vater ist daheim!"

„Daheim? Gibt es noch ein Daheim?"

„Aber ja, Else, das ganze Dorf steht noch da, und dein Vater wartet auf dich!"

„Wo ist der Krieg, Schanni? Wenn das Dorf noch gestanden hat, als du fortgingst, so kann es jetzt lange zusammengeschossen sein."

„Nein, Else, der Krieg ist weg und viele Stunden hinter unserem Dorf. Wir haben die Franzosen fortgetrieben, und dein Vater ist wiedergekommen und hat das Dach wieder gemacht, wo die Granate durchgefahren ist, und der — Knecht ist begraben. Du solltest ihm sein Grab pflegen; weil er niemand gehabt hat, so ist es ganz dürr und trocken. Und auch sonst ist es dürr und trocken in eurem Haus. Ich glaub', daß sich darin nicht gut leben und schlafen läßt, weil dein Vater sich über nichts freut, und weil er mit niemand mehr sprechen mag."

„Ist das auch alles wahr?" fragte sie wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt hat.

„Alles ist so, wie ich dir sage. Und die Trauben sind reif, es gibt viel Arbeit zu Hause. Weißt noch, wie du letztes Jahr im Weinberg gesungen hast?"

„Ja," sagte Else traurig, „da war der Franz auch dabei!"

Jetzt merkte der Schanni, daß er an der rechten Stelle war. „Und der Franz wird auch diesmal wieder helfen, bis dahin ist er so weit."

„Schanni, jetzt glaub' ich dir nicht mehr; der Franz hat beide Beine verloren."

„So?" sagte der Schanni ruhig. „Dann muß er sie wiedergefunden haben; denn wie ich ihn sah, hatte er sie wieder, und mit einem Stock ging es ganz munter voran."

„Ist denn das auch wahr, Schanni? Sie haben doch gesagt —"

Der Schanni holte aus einer Tasche eine französische Zeitung. „Die hab' ich in der Schweiz gekauft, Else, da lies einmal das Sätzlein!"

Er zeigte auf eine Stelle, und Else las. Es war eine Meldung, daß das Wiesental von den Franzosen erobert und, weil sich die Zivilbevölkerung gegen die „Befreier" vergangen, alle Städte und Dörfer darin niedergebrannt seien.

„So war's mit dem seinen abgeschossenen Beinen," sagte Schanni. „Willst du jetzt mir glauben oder dem Gerede, das zu dir kam?"

Else sah ihn an, und da mußte es ihr auf einmal eingefallen sein, daß sie einen alten Freund vor sich hatte. „Doch, Schanni, ich will dir glauben, alles will ich dir glauben, und ich gehe mit dir zum Vater!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war spät in der Nacht, als die beiden in das Bergdorf kamen. In den Straßen war es ganz still;

in wenigen Häusern war ein blasses Licht, so auch im „Rebstock“. Else ging rascher, als sie es sah, und sie ging so, als wenn sie nichts von Müdigkeit wüßte. Der Schanni gab sich nicht besonders Mühe, ihr zu folgen. Sie trat in das Haus, ganz leise, und fast lautlos klinkte sie die Stubentüre auf.

Stoller saß am Tisch, er war allein. Da er sie nicht gehört hatte, blieb er sitzen, so wie er in der letzten Zeit meist am Abend da saß: mit beiden Armen auf den Tisch gestützt und das Gesicht in den Händen begraben.

Ein paar Atemzüge blieb sie auf der Schwelle stehen, dann trat sie leise neben ihn, und da er sich immer noch nicht umwandte, so sagte sie halblaut: „Vater, ich bin wieder da.“ Das kam aus gepreßter Brust und klang doch wie die Stimme eines Kindes.

Er drehte sich rasch ihr zu und stand plötzlich auf. Jetzt mußte er sie nur immer ansehen. Endlich legte er beide Hände um ihren Kopf und sah ihr in die Augen, und da kam eine solche Freude über den arbeitsharten Mann, daß er sich nicht mehr beherrschen konnte. Heftig drückte er ihren Kopf an seine Brust, und über seine gefurchten Wangen rannen die Tränen auf ihr Blondhaar.

Als der alte Schanni unter der Türe erschien und dort stehen blieb, streckte ihm Stoller gleich die Hand entgegen und sagte: „Schanni, wie kann ich das lohnen!“

„Freut Euch rechtschaffen! Bei Gott, das zahlt sich nicht. Darum ist es auch nicht gewesen. Respekt hab' ich vor meinen alten Knochen, daß sie das noch ausgehalten haben; aber nun bin ich müd, Stoller, das darfst du mir glauben!“

Schanni trat an den Tisch und setzte sich auf seinen Platz an der Wand.

Else hatte noch immer weiter kein Wort gesprochen. Sie legte jetzt den Schal ab und ging an den Schrank,

dort stand Wein in einer Flasche; sie goß ein Glas ein und brachte es dem Schanni.

Stoller sah immerzu auf Else, als wenn er noch nicht daran glauben könnte, daß sie wieder da war. Jetzt, als sie wieder an ihm vorüber wollte, faßte er sie bei der Hand. „Warum bist du aus diesem Hause fort? Hast du mir nicht einmal gesagt, daß du nie gehen wolltest, weil du hier die Heimat hättest?“

„Vater, das glaub' ich schon, daß ich das gesagt habe; aber als ich dann allein war, und als das alles so kam, dann war das keine Heimat mehr, und ich hatte alles vergessen, was vordem gewesen war, oder es war so nichtig gegen dieses Furchtbare, daß ich nicht mehr daran denken konnte. Und dann meinte ich, daß — nein, Vater, ich will es nicht sagen. Ich bin ja so froh, daß du wieder da bist. Hat man dir nichts zuleid getan?“

„Vieles — aber gegen dieses eine Leid, daß ich bei meiner Heimkehr das Haus leer fand, ist alles klein gewesen.“

„Vater, und dieses eine Leid hab' ich dir zugefügt!“ Else hatte sich losgemacht und stand beiseite, und es war, als wenn sie nicht mehr fest stehen würde.

Rasch sagte der Stoller: „Kein Wort mehr davon! Weil du wieder da bist, soll alles das vergessen sein. Aber sag, hast du nicht Not gelitten draußen, und wo bist du gewesen? Bist nicht an schlechte Menschen gekommen?“

„Ich war bei guten Menschen, Vater, drüben überm Rhein, wo man die Kanonen nicht mehr hörte. Man hilft jetzt überall den Unglücklichen, und unglücklich war ich. Ich hab' viel gearbeitet dort drüben in den Bergen, nur so konnte ich leben; und daß ich traurig war, das machte, daß sie alle gut zu mir gewesen sind, alle, mit denen ich zu tun hatte.“

„Gott sei Dank!“ sagte der Stoller. „Daß du verloren gehen könntest, hab' ich nie gefürchtet, nur daß du im Elend leben müßtest.“

Der Stoller setzte sich an den Tisch, und er trank mit Schanni, was er sonst selten getan, und der Schanni mußte von seinen Irrfahrten erzählen.

Es war nach Mitternacht, als man sich für diesen Tag nichts mehr zu sagen hatte. Der Schanni durfte aber nicht nach Hause gehen, er mußte im „Rebstock“ bleiben, und das beste Zimmer wurde ihm angewiesen. Erst wehrte er sich; als er aber dann allein war, freundete er sich recht innig an mit dem weißen Bett, was ihm um so leichter wurde, als er die beiden Nächte vorher im Freien übernachtet hatte.

* * *

In aller Frühe ging es durchs ganze Dorf, daß der Schanni die Else gebracht hatte. Der Wilkefranz erfuhr es auf der Straße, er ging eben ziemlich schwerfällig an einem Stock dem „Rebstock“ zu. Als er das hörte, kam Bewegung in seine noch nicht ganz geheilten Glieder, und er sah immer nach dem Haus, wo jetzt die Else wieder wohnte.

Er hatte Glück, denn er sah sie an einem Fenster stehen, ohne daß sie ihn bemerkte. Da warf er auch noch den Stock fort und rief aus der Ferne: „Grüß dich Gott, Else!“

Sie kam ihm entgegen. „Franz, Franz, du kannst ja gehen! Ich hab' gemeint, daß es viel, viel schlimmer wäre!“

Er faßte sie bei den Händen. „Du, das dachte ich auch einmal, und das war, als ich in einer Nacht auf dem Felde lag und durch die Wunden so langsam alle Kraft und schließlich das Bewußtsein verlor. Und

weißt du, um was es mir für mein ganzes Leben am meisten leid getan hätt'?"

„Ist es so bös gewesen?"

„Ja, Else, und eben das Böse war, daß ich dir nicht ein ganz festes Versprechen abgenommen hatte."

„Ein Versprechen?"

„Ja, Else, damals, als ich fortging. Hast du es vergessen?"

„Nein," sagte Else, „nein, ich hab' es gar nie vergessen, was ich dachte, als ich dir zum Abschied die Hand gab."

Sie sah zu Boden, dem Franz aber stieg das Blut ins Gesicht.

„Else," sagte er leise, „wie darf ich das nehmen?"

„Ich — ich kann es dir jetzt nicht sagen," gab sie zur Antwort. Er sah ein, daß es nicht der Ort war, um die Frage zu tun, die ihm jetzt das Wichtigste war, was es geben konnte. Als sie ihn aber an der Hand nach ihrem Hause führte, wo der Vater beide kommen sah, da wußte er, daß er zur rechten Stunde jene Frage stellen durfte.

Dem Franz und dem Vater erzählte Else davon, wie sie fortgegangen, was sie unterwegs erlebt und wie eine furchtbare Angst sie immer weitergetrieben, bis sie dann die Kanonen nicht mehr hören konnte. „Es war das Schwerste, was ein Mensch ertragen kann," schloß sie ihre Erzählung, und damit hatte sie nicht recht, denn es wartete noch etwas anderes auf das Stollerhaus.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später hatte man sich schon wieder eingelebt. Der Arbeit gab es so viel, daß man keine Zeit fand, über Vergangenes nachzudenken. Die Kanonen hörte man noch jeden Tag, den einen mehr, den anderen weniger, und man brauchte nur ins Tal zu

gehen, um den Krieg zu sehen. Dort kamen jeden Tag Gefangene oder Verwundete des Weges. Aber über alles konnte man nun sprechen. Der Krieg war dagewesen, und wenn man nur zusammenbleiben durfte, dann war alles zu ertragen, was er noch bringen konnte.

Das aber, was noch kam, hing nicht mit dem Kriege zusammen, wenigstens nicht unmittelbar, und es kam an einem Oktobertag, als man schon fast eine Woche die Kanonen nur noch ganz schwach und aus weiter Ferne vernommen hatte.

Der Stoller hatte eben einen Brief von einem Geschäftsmann in Mülhausen gelesen und wollte hinausgehen, als atemlos die Else ins Zimmer stürzte.

„Vater, sie kommen — Vater, o Gott, ich kann es nicht sagen!"

Else ging in den letzten Winkel und stand dort, als wenn sie durch die Wand hindurch fliehen wollte.

Auf der Gasse hörte man Lärm. Der Stoller drehte sich um und sah zum Fenster hinaus. Was er da mit einem Blick erkannte, machte ihn starr. Er blieb wie regungslos stehen, und er brauchte auch nicht mehr hinzusehen. Es kam langsam und geräuschvoll näher. Vor dem Hause hörte man eine harte Männerstimme die müßigen Mitgeher wegweisen, dann kam man zur Türe herein.

Erst ein Soldat, und der stellte sich mit dem Gewehr in der Hand an der Türe auf, dann zwei, die führten ein blasses, irres Weib, dem die Fetzen vom Leibe hingen.

Diese drei traten mitten in die Stube, und es folgte ein Feldwebel.

„Ihr seid der Wirt Stoller zum ‚Rebstock'?" fragte der Feldwebel.

„Das bin ich, so heiß' ich," antwortete der Stoller mit einem Blick auf die unselige Frau.

„Ich will es kurz machen, Rebstockwirt. Diese

Frau hier ist mit einem Manne gereist, der sich etwas zu sehr für die Terrainverhältnisse im Elsaß interessiert hat. Weil der Lump, trotzdem er ein geborener Deutscher ist, über die Westgrenze handelte und sich für seine Schurkereien bezahlen ließ, ist er erledigt. Die Frau hat nun die Frechheit, zu behaupten, daß sie eines redlichen Mannes, für den ich Euch halte, Weib sei. Es ist ihr keine Schuld an der Spionage ihres Begleiters nachgewiesen; da wir aber nicht wußten, wer sie sonst sein mochte, so behielten wir sie, und nun handelt es sich darum, wie es mit der Geschichte steht."

Der Feldwebel hatte wie ein Krieger gesprochen; jetzt aber bemerkte er das Mädchen in der Ecke und sah, wie seine Worte dem Manne vor ihm den Atem zu nehmen drohten. Da bedurfte es kurzen Überlegens, und er wußte, wie es war. Er wußte, daß er die entlaufene Frau und die verwerfliche Mutter in das Haus des Mannes zurückgebracht hatte.

Die Pause, die jetzt folgte, war furchtbar für die drei Nächstbeteiligten. Auch die Soldaten mochten denken, daß es da etwas gab, das schlimmer war als in den Schützengräben liegen.

Der Feldwebel nahm einen anderen Ton an, und er wollte diese Schwere lösen. „Es handelt sich also einfach darum, ob das hier Eure Frau ist?"

Der Stoller sah ihr ins Gesicht. Sie schlug die Augen nieder, und er gab seine Antwort auf die Frage, wie sie gestellt war. „Nein, das ist nicht meine Frau!"

Der Feldwebel stellte seine Frage anders. „Ich meine natürlich nicht, daß Ihr für das einstehen sollt, was dieses Weib getan hat. Es ist die Frage, ob Ihr sie kennt oder nicht?"

Der Stoller konnte nicht auf eine Frage antworten, die einfach war, weil das Furchtbarste, was er erleben

konnte, eben in diesem Augenblicke durch seine Brust wuchtete. „Ich kenne sie nicht und habe sie nie gekannt!" Damit ging er vom Tische weg und zur Türe, die in die Küche führte. Dort aber wandte er sich noch einmal um, trat an den Schenktisch, nahm aus einem Schiebfach einen Geldbeutel heraus und legte ihn auf den Tisch. „Gebt ihr das," sagte der Stoller. „Wenn ich sie wirklich gekannt hätte, dann wäre sie nie über die Schwelle dieses Hauses gekommen."

Das hatte der Stoller halblaut gesagt, aber alle hatten es deutlich gehört. Er aber machte die Türe hinter sich zu.

Jetzt war es so, als wenn niemand wagte, den Bann zu brechen. Es dauerte Augenblicke, die für alle gleich erwartungsvoll, für Else aber, die bis jetzt niemand weiter beachtete, entsetzlich waren.

Die Mutter hatte ihr Kind noch nicht bemerkt. Sie glaubte sich mit den Soldaten allein, als sie ihre Augen hob.

„Also für uns sind Sie erledigt," sagte der Feldwebel und ging.

Die Soldaten folgten ihm.

Nun waren Mutter und Tochter allein; aber die Mutter wußte nichts davon, daß Else wie versteinert an der Wand stand.

Die kämpfte einen furchtbaren Kampf, und wenn es lange gedauert hätte, dann wäre sie vielleicht zu den Füßen ihrer Mutter hingesunken, die nun, als sie sich allein glaubte, hastig höhnisch lachend nach dem Geld griff, das ihr der Stoller hingelegt, und — ging.

Daß in diesem Augenblicke ihr Kind mit einem Wehschrei die letzte Achtung und letzte Liebe zu ihr aus der Seele riß, von dem wußte sie nichts.

* * *

Der Herbst war gekommen. Die Kanonen schwiegen immer noch nicht. Es wehte eine harte Luft in den Vogesen, und im Stollerhause hatte man sich an sie gewöhnt. Frau und Mutter waren verloren, das Verhältnis zwischen Vater und Tochter war langsam ein kameradschaftliches Miteinanderleben geworden. Wie vordem die Frau, so ließ der Stoller jetzt Else an allem Anteil nehmen, was sein Wollen und Sorgen anging. Das lohnte Else mit vollem Vertrauen; nur in dem einen, was ihr am allermeisten in die Seele griff, da blieb sie schweigsam.

Der Stoller wußte es doch, und an einem Sonntagvormittag im Oktober sagte er zu Else: „Du verbirgst mir etwas."

Else wollte eben in die Kirche gehen. Sie war fertig angekleidet dafür und suchte nach einem Gesangbuch. Auf diese eigentümliche Ansprache war sie nicht vorbereitet. „Was sollte ich dir verbergen?" sagte sie und sah den Vater an.

In diesem Augenblick aber wußte sie, was er meinte, und sie trat ein paar Schritte zurück, als wenn er sie auf bösen Wegen ertappt hätte.

Der Stoller stand auf. „Else," sagte er, „wir sind doch so gute Freunde geworden. Du hättest es mir schon sagen dürfen. Aber ich weiß, ihr seid zu stolz — beide. Das ist keine schlechte Eigenschaft. Geh jetzt noch einmal mit dir selber zu Rate. Weißt, so ein Menschenleben ist eine lange Zeit, und es kommt gar vieles, was anders ist, als man es sich vorher gedacht hat, und wenn man im Geiste prüft, wie es sein wird, dann muß man sich nicht die schönsten, sondern die härtesten, die schlimmsten Tage vorstellen. Geh jetzt! Wenn du ganz innerlich fühlst, daß es ein recht großes Glück ist, dann komm nachher zu mir und sag's."

Ganz still ging Else aus dem Haus. Als sie aber auf der Straße war, da faßte auf einmal eine heilige, große Freude ihr Gemüt. Sie lief fast durch das Dorf. An einer Stelle, das wußte sie, begegnete sie dem Franz.

„Jetzt ist es da, Franz!" rief sie ihm entgegen. „Unser Glück ist da! Komm gleich mit zum Vater! — Freust du dich denn nicht?"

Franz hielt Else den Stock hin, an dem er noch ging. „Da, so ankommen und um dich fragen? Das hab' ich mir anders vorgestellt. Wenn ich wenigstens meine geraden Glieder hätte!"

„Auch ich hab' mir das einmal anders vorgestellt: einen Frühlingstag, Blüten im Haar, Glück und Frieden im Haus und Jubel im Herzen! Jetzt ist Herbst, Unglück im Haus und Krieg im Land; aber darum gelten jetzt andere Dinge mehr als gerade Glieder und Geld und Gut. Willst du nicht mitkommen und dich davon überzeugen?"

„Doch — ich gehe mit, Else. Aber nicht durch die Tür vorne im Haus, durch den Hof gehen wir."

„Das ist mir gleich, Franz. Nun will ich dich führen, damit alle Leute sehen, daß wir zusammengehören, und dann brauchst du deinen Stock nicht mehr."

Sie faßte ihn am Arm, und beide gingen durch das Dorf dem „Rebstock" zu.

Aber nicht durch den Hof gingen sie, gerade vorn durch die große Haustür führte Else den Franz, und er merkte es nicht einmal.

Königin Isabella II. von Spanien

Von Wilhelm Fischer

Mit 7 Bildern nach alten Originalen (Nachdruck verboten)

Unter den Staaten Europas, wenn man nicht gar sagen will, der ganzen Welt, die ihre Neutralität im gegenwärtigen Krieg erklärt haben, hat keiner seine Abneigung, irgendwie in den Krieg einzugreifen, entschiedener zum Ausdruck gebracht als Spanien. Kein heimlicher Druck des Dreiverbandes hat es von seiner von allem Anfang an eingenommenen Haltung abbringen können, keine noch so schönen Versprechungen, an denen es vor allem England sicher nicht hat fehlen lassen.

Zu viel hat Spanien zu verlieren und nichts zu gewinnen, nichts wenigstens, das ihm das Wagnis einer Kriegsbeteiligung auf seiten des Dreiverbandes als wünschenswert erscheinen ließe. Im geheimen hofft man in Spanien wohl gar auf einen Sieg der Zentralmächte, für die es hier, im Gegensatz zu dem vollständig in englischem Fahrwasser segelnden Portugal, viele Sympathien gibt, während man den englischen Handelsdruck nur mit Unwillen trägt und der französische Nachbar nicht eben als Freund angesehen wird. Zu oft hat sich dieser im Verlaufe der letzten hundert Jahre, von früher ganz zu schweigen, in innere spanische Angelegenheiten gemischt und politische Maßnahmen veranlaßt, die keine Rücksicht auf die Gefühle des leicht verletzten spanischen Volkes nahmen. Nicht vergessen und nicht vergeben hat man es unter anderem, daß die schmachvolle Ehe der spanischen Königin Isabella II. ein Werk des französischen Königs Louis Philipp war.

Isabella Maria Luise, die am 10. Oktober 1830 geborene Tochter des Königs Ferdinand VII. von Spanien, folgte am 29. September 1833 ihrem fluch-

beladenen Vater unter Vormundschaft ihrer Mutter Maria Christine, der lebenslustigen, erst vierundzwanzigjährigen vierten Gemahlin Ferdinands.



Isabella II, Königin von Spanien, im Alter von 8 Jahren.

Fünf Monate vor ihrer Geburt hatte Ferdinand unter Zustimmung der Cortes durch Aufhebung des von dem ersten Bourbonen auf spanischem Thron ebenso

willkürlich eingeführten Salischen Gesetzes das alte kastilische, auch die weibliche Erbfolge berücksichtigende Gesetz, die sogenannte Pragmatische Sanktion, wieder eingeführt. Gegen diese Willkür erhob in erster Linie der jüngere Bruder des Königs, Don Carlos, Protest. Am Tage der Beisetzung seines Bruders ließ sich der Prätendent von den Navarresen und den tapferen Basken als Karl V. zum König von Spanien ausrufen und huldigen. England, Frankreich und andere erkannten aber sofort die neue Königin an, deren Mutter als Regentin die Zügel der Regierung ergriff.

Der Umstand, daß nun aber auch Portugal und andere Höfe sich für Don Carlos erklärten, führte zum Krieg zwischen den Karlisten und den Konstitutionellen, die man nach der Regentin „Christinos" nannte. Dieser furchtbare Bruderkrieg dauerte fast volle sieben Jahre; er wurde von beiden Seiten mit solcher Erbitterung und Grausamkeit geführt, daß ein einziger Schrei des Entsetzens durch die Kulturwelt ging und Europa gegen eine Kriegführung Einspruch erhob, die an Grausamkeit und Wildheit selbst die der Conquista unter Cortez und Pizarro noch übertraf.

Das Kriegsglück entschied gegen den Prätendenten. Am 31. August 1839 schloß Espartero, der Siegesfürst, den Vertrag von Vergara, durch den die meisten Karlistenführer, Maroto an der Spitze, die Königin anerkannten. Am 15. September flüchtete Don Carlos, und neun Monate später ging sein letzter Kämpe, der tapfere Cabrera, mit fünftausend Mann über die französische Grenze. Ganz Spanien jubelte dem Siegesfürsten zu, der am 10. Oktober 1840 die Regentschaft übernahm, während Maria Christine, die durch ein mißliebiges Gesetz einen Aufstand erregt hatte, nach Paris flüchtete, von wo sie erst zurückkehrte, als durch

Beschluß der Cortes vom 8. November 1843 die junge, beim Volke außerordentlich beliebte Königin für volljährig erklärt worden war.

Mit dreizehn Jahren Königin und volljährig! Immerhin war Isabella noch ein halbes Kind, wenn



Isabella II., als sie im Jahre 1843 für volljährig erklärt wurde.

sie auch von der Würde und der Macht ihrer Stellung, der Majestät und dem Glanz ihres Thrones überzeugt war und bei verschiedenen Gelegenheiten zum Entzücken der Spanier die Herrscherin herauszukehren wußte. Aber sie spielte nur „mit Zepter, mit Krone und Stern", die schwere Kunst des Regierens ward ihr weder von ihren Ministern Narvaez, O'Donnell

und Concha, die nach dem Sturz des wegen Verrats aller seiner Würden entkleideten Siegesfürsten die verantwortliche Leitung der Staatsgeschäfte übernommen hatten, noch von ihrer herrschsüchtigen, ränkevollen Mutter gelehrt. Möglich, daß sie in Don Carlos und seinem Anhang den Todfeind ihrer Dynastie erblickte. Aber sie hatte keine Ahnung davon, daß auf dem französischen Thron ihr gefährlichster Gegner saß, der wie ein Giftmischer im geheimen sie anschlich, um ihr Glück und Leben zu morden. Ebensowenig konnte sie wissen, daß ihre eigene Mutter mit Louis Philipp unter einer Decke steckte, noch ahnte sie, daß dieser größte Popularitätshascher, der jemals einen Königsthron geschändet hat, vor dem verbrecherischsten Mittel nicht zurückschrecken würde, um Spanien seines Fürstengeschlechts zu berauben und Frankreich einzuverleiben.

Das gefährlichste war, daß er die Kunst verstand, zielbewußt auf den „physiologischen Moment" warten zu können, ohne sich in die Karten blicken zu lassen. Und dieser bedeutungsvolle Augenblick rückte um so schneller heran, als die körperliche Entwicklung der jungen Königin sich so rasch vollzog, daß sie schon mit fünfzehn Jahren vollständig heiratsfähig war. Die Frage der Verheiratung der Königin von Spanien war natürlich von großer politischer Bedeutung, die schon im Karlistenkrieg der Prätendent insofern festgelegt hatte, als er seinen Frieden mit Spanien von einer Verlobung seines Sohnes Carlos mit Isabella abhängig machte, ein Vorschlag, der von den politischen und militärischen Führern beider Lager verworfen worden war.

Das englische Kabinett, dem der rege Verkehr der Königin-Mutter mit Louis Philipp nicht entgangen war, und das deren geheimste Pläne durchschauen mochte, erklärte sich aber auch gegen eine Heirat Isabellas mit

ihrem älteren Vetter Franz von Assisi, einem trotz seiner Jugend körperlich und geistig vollständig heruntergekommenen Lebemann, und für eine Ehe mit ihrem jüngeren Vetter Don Enrique, Herzog von Sevilla. Bei einer Zusammenkunft des Bürgerkönigs und der Königin Viktoria von England in Eu wurde sogar



Maria Christine, Königin-Regentin von Spanien, die Mutter Isabellas.

vereinbart, die jüngere spanische Infantin Luisa nicht eher zu verloben, als bis Isabella einen Erben geboren habe. Donna Luisa war die Lieblingstochter Christines. Der tiefere Grund dieser Bevorzugung und ihrer Geschichte bildet eines der dunkelsten Geheimnisse des Eskurials.

Louis Philipp steuerte demungeachtet auf sein Ziel

los. Am 28. August 1846 wurde in Madrid der Heiratsvertrag der Königin mit ihrem Vetter Franz und der der Infantin Luisa mit dem jüngsten Sohn des Bürgerkönigs, dem Prinzen Anton, Herzog von Montpensier, unterzeichnet. Da Isabella von dieser Heirat nichts wissen wollte, soll, so wurde später in Madrid erzählt, die Königin-Mutter sie betrunken gemacht und ihr in diesem Zustand das Jawort abgelistet haben.

Als diese Verlobung in Madrid bekannt wurde, erhob sich nur eine Stimme der Entrüstung. Die junge Königin, die sich durch ihre berückende Schönheit, den Schmelz ihrer wunderbaren blauen Märchenaugen, ihre verführerische Gestalt, ihr echt spanisches Temperament die schwärmerische Liebe aller Herzen erobert hatte, und dieser Lebegreis ein Paar! Niemand konnte es fassen. England fand sich zwar offiziell mit der Tatsache ab, die Presse aber nahm kein Blatt vor den Mund, und in Madrid pfiffen es die Spatzen von den Dächern, daß die junge Königin von ihrem aufgezwungenen Gemahl nichts wissen wollte.

Alle Welt in Spanien, auch die lebenslustige Herrscherin selbst, kannte die Ränke der Königin-Mutter; 1848 mußte sie erleben, daß und weshalb die Madrider Bevölkerung den Sturz des Bürgerkönigs, des Genossen ihrer verbrecherischen Pläne, durch die Julirevolution feierte. Stürmischer noch war der Jubel der Madrider, als die Königin am 20. Dezember 1851 eine Thronerbin gebar, die Infantin Maria Isabella Franziska.

Die Festlichkeiten, die der Geburt der Prinzessin folgten, wurden durch einen berühmten Mordanschlag unterbrochen. Am 2. Februar 1852 wollte Isabella mit königlicher Pracht einen Dankgottesdienst für die glückliche Geburt der Prinzessin besuchen und sich selbst bei dieser Gelegenheit wieder ihrem Volke zeigen. Nach

dem Gottesdienst in der Schloßkapelle schritt die Königin mit dem Kinde, mit ihrer Mutter und ihrem Schwager, dem Herzog von Montpensier, nach der an



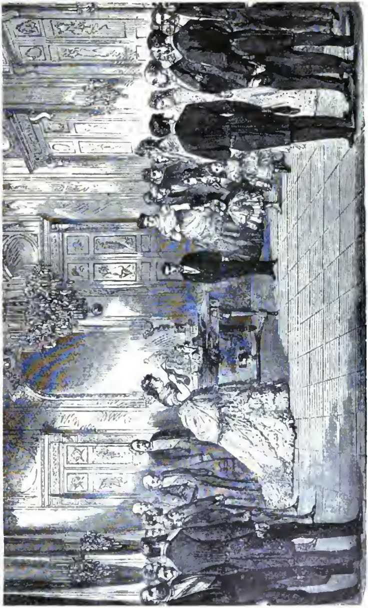
König Alfons XII. von Spanien.
Nach dem Gemälde von José Casado.

den Saal der Hellebardiere stoßenden Galerie hinab. Da bei Hoffeierlichkeiten das bessere Madrider Publikum Zutritt in das königliche Schloß hatte, entstand ein solches Gedränge, daß der Zug einen Augenblick ins Stocken geriet. Diesen Augenblick benützte ein alter

Mann, um sich der Herrscherin zu nähern. Es schien, als wollte er eine Bittschrift überreichen, denn er ließ sich auf das rechte Knie nieder und griff mit der rechten Hand suchend in die linke Brusttasche. Dann erhob er sich jäh und stürzte sich auf die Königin, die angstvoll zurückwich. Wie ein Raubtier sprang er ihr nach und führte mit voller Wucht einen Stoß nach ihrer Brust. Isabella, die fühlte, daß sie verwundet war, rief nach ihrem Kinde. Der Herzog von Tamanus warf sich mit einigen Hofleuten auf den Attentäter, der wie eine Bildsäule dastand, und fesselte ihn.

Die Wunde der Königin wurde sofort untersucht. Dadurch, daß sie sich, als sie die Klinge des Dolches erblickte, unwillkürlich zurückbog, erhielt der Stoß nicht die beabsichtigte mörderische Richtung. Die Wucht desselben war überdies durch die dicke Goldstickerei des schweren Krönungsmantels so gebrochen, daß die Klinge nur wenig ins Fleisch drang. Die sofort geäußerte Befürchtung, daß die Spitze der Mordwaffe etwa vergiftet sein könnte, wurde durch die schleunige, sorgfältige Untersuchung derselben zerstreut. „Viva la Reina!“ rief das begeisterte Volk, „Viva la Reina!“ riefen die Truppen. Und als bekannt wurde, daß Isabella für ihre Person dem Attentäter verziehen habe, kannte die Begeisterung der getreuen Spanier für ihre junge, schöne Königin keine Grenzen.

Am 5. Januar 1854 schenkte Isabella wiederum einem Töchterchen das Leben. Die Kleine wurde aber nur drei Wochen alt. Am 28. November 1857 erblickte dann Alfons, der spätere König, das Licht der Welt; dann folgten Beringuela, Maria della Paz und Eulalia, dieselbe, die sich jüngst durch ihre „Lebenserinnerungen“ die Ungnade des Madrider Hofes zugezogen hat. Bei der Geburt der letzteren herrschte bereits jene Ruhe, die



Verzichtleistung der Königin Isabella von Spanien auf den Thron.

einem großen Sturm vorauszugehen pflegt, war die Volkstümlichkeit der Königin dahin, sehnte das Volk das

Ende der bestehenden Regierung herbei, wetterleuchtete es an allen Ecken und Enden, brachen Militäraufstände und Unruhen aus. Nicht ohne Schuld der Königin. Aber als Isabella trotz aller Warnungen und Vorstellungen noch weiter in absolutistischem Sinne regierte, entstand unter Führung der Marschälle Serrano und Prim, ihrer ehemaligen Günstlinge, jene große Volks- und Militärerhebung gegen sie, die ihrem Regiment ein Ende machte. Am 30. September 1868 flüchtete sie mit ihren Kindern, ihrem Gemahl und zahlreichem Gefolge nach Frankreich, wo ihr die Kaiserin, ihre Freundin und ehemalige Hofdame Eugenie, im berühmten Schlosse Pau einen Zufluchtsort anwies.


Königin Isabella während ihres Pariser Aufenthalts.

Hier führte die „spanische Semiramis" ein höchst vergnügliches Leben. Spanien selbst war ihr vollständig gleichgültig; sie entsagte zwar am 25. Juni 1870 der Krone zugunsten ihres Sohnes Alfons, im übrigen aber ließ sie den politischen Dingen ihren Lauf.

Einer ihrer ersten Schritte in der Verbannung war, daß sie sich von ihrem ihr längst lästig gewordenen Gemahl trennte. Sie siedelte dann nach Paris über, wo sie ein prachtvolles Schloß in der Nähe des Triumphbogens bezog.

Hier erlebte sie die Genugtuung, daß nach der Zwischenherrschaft der Serrano-Primschen Diktatur, der spanischen Königsepisode des Hauses Savoyen und der Republik der Föderativen durch das Pronunciamento des Marschalls Martinez Campos ihr Sohn am 29. Dezember 1874 in Murviedro zum König ausgerufen wurde. Alfons XII. hielt am 14. Januar 1875 seinen Einzug in Madrid, wohin Isabella mit ihrem Günstling Marfori sich ebenfalls verfügte. Aber die Zeiten hatten sich geändert, Marfori wurde verhaftet und ausgewiesen. Die Exkönigin reiste ihm nach. Später erschien sie wiederholt in Madrid, aber nur zu kurzem Aufenthalt. Seit dem Tode ihres Sohnes (1885) lebte Isabella fast dauernd in Paris; sie hatte sich körperlich sehr gut erhalten, wie unser nebenstehendes Bild zeigt, das nach der letzten Photographie der Exkönigin hergestellt ist; aber auch sonst war sie ganz die alte leidenschaftliche Lebedame von früher geblieben. Man erzählt sich, daß Kaiser Wilhelm, der mit der Exkönigin einmal zusammentraf, über das muntere und keineswegs geziert temperamentvolle Wesen der alten Dame erstaunt, zu seiner Umgebung geäußert haben soll: „Kein Wunder, daß sie viel geliebt hat — ihr wird auch viel verziehen werden."


Königin Isabella kurz vor ihrem Tode.

Isabella war in Paris wegen ihrer Freigebigkeit sehr beliebt. Auch in Spanien hat man ihr nie ernstlich gegrollt, und mit Stolz erfüllt es jeden Madrider,

daß gerade sie es war, die ihrer Heimat das schönste Museum der Welt zum Geschenk gemacht hat.

Königin Isabella ist am 9. April 1904 in Paris an den Folgen einer Influenza nach längerem Krankenlager gestorben. Noch in ihren letzten Tagen versicherte sie oft, „daß keine Frau der Welt durch ihre Heirat so betrogen worden sei wie sie“. Sie hinterließ ein Vermögen von zehn Millionen Franken.

Die Geheimkamera

Eine Londoner Geschichte. Von Heinz Welten

(Nachdruck verboten)

Charles Leamington senior, in Firma L. C. Leamington & Sohn, saß in seinem Bureau und las die Morgenpost. Schon wieder keine einzige Bestellung dabei. Nein, es hatte wirklich gar keinen Sinn mehr, allmorgendlich nach Charring Croß hereinzufahren. Man konnte ebensogut draußen in Kingston bleiben und auf seine Orchideen aufpassen. Schon im Frieden war das Geschäft schlecht gewesen; aber jetzt war es ganz zu Ende. Wer kaufte denn photographische Apparate? Man brauchte sein Geld für andere Dinge. Oh, diese Deutschen! Diese fürchterlichen Deutschen!

Leamington drückte auf einen Knopf. „Mein Sohn möchte zu mir kommen!" rief er dem eintretenden Diener entgegen. Dann öffnete er den Geldschrank und nahm das Bilanzbuch heraus. Ja, vor acht, neun Jahren, da war es noch etwas anderes gewesen. Da hatten L. C. Leamington & Sohn Umsätze gemacht! Auf dem ganzen Kontinent konnte man Leamington-Kameras kaufen. Aber dann hatten die Deutschen angefangen, selbst solche Kameras zu bauen, zuerst gute teure Apparate, dann aber auch billige. Immer mehr und mehr waren sie mit den Preisen heruntergegangen, bis L. C. Leamington & Sohn nicht mehr mit konnten. Da waren die Bestellungen immer dünner und dünner geworden. Selbst ins Ausland waren die deutschen Reisenden gegangen und hatten versucht, den Markt an sich zu reißen. Oft genug war es ihnen geglückt, sogar hier auf britischem Boden war es schon schwer geworden, gegen sie anzukämpfen.

Und die konnten freilich billig verkaufen, denn sie waren ja, das stand bei dem braven Mr. Leamington

fest, gar keine Geschäftsreisende, sondern verkleidete Spione, Generalstabsoffiziere, die im Solde der deutschen Regierung standen und das Geschäft nur als einen Vorwand nahmen. Auch als Kellner, als Lehrer, als Touristen reisten sie durch England, und ihre Frauen und Töchter verdingten sich als Gouvernanten und Korrespondentinnen, Schneiderinnen und Kindermädchen. Alle übten ihre Tätigkeit nur zum Schein aus, und in Wirklichkeit fahndeten sie nach ganz anderen Dingen.

Der kleine kugelrunde Mr. Leamington, der mit seinen lustigen kleinen Augen, dem runden rosigen Gesicht und den glattrasierten, ein wenig hängenden Wangen wie die Behaglichkeit und das Wohlleben selbst aussah, ließ sich ja sonst die gute Laune so leicht nicht verderben, denn er war sehr phlegmatisch und konnte schon etwas vertragen, ehe er aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht wurde; aber wenn er an die deutsche Konkurrenz dachte, war es mit seiner Ruhe vorbei. Dann floh ihn nachts der Schlaf, und am Tage schmeckte ihm kein noch so zartes Beefsteak.

Der Eintritt seines Sohnes riß ihn aus seinem Brüten.

„Also, Papa, was wünschest du?“

Bob Leamington junior war in der äußeren Erscheinung fast das Gegenteil seines Vaters. Er war schlank, sehnig und von jener selbstbewußten, etwas herablassenden Art, die körperliche Kraft und ein ansehnliches Bankguthaben verleihen. Er legte viel Wert auf äußere Formen, im Gegensatz zu seinem Vater, der die Form nur dort liebte, wo sie seiner Bequemlichkeit nicht entgegentrat. Gleichwohl aber ließen die wasserblauen, ausdruckslosen Augen, die breite Nase und die helle, ins Rötliche spielende Haarfarbe, die

beiden, Vater und Sohn, gemeinsam waren, die Verwandtschaft nicht verkennen.

Der junge Mann hockte auf einen Stuhl nieder, streckte seine Beine weit von sich und wartete.

Leamington senior kletterte von seinem Drehstuhl herunter, legte das Bilanzbuch wieder in den Schrank, schloß ihn ab und kletterte wieder auf seinen Stuhl zurück. Dann griff er nach einem Lederbeutel, der vor ihm lag, und stopfte sich eine Shagpfeife.

Leamington junior schaute ihm zu und wartete auf die Anrede, ohne ein Zeichen von Ungeduld zu geben. Denn ein Gentleman ist nie ungeduldig. Er hatte die Beine wieder angezogen und beschaute seine wohlgepflegten Fingernägel.

Endlich brannte die Pfeife. „Bob, ich habe mit dir zu reden. Denn so geht es nicht weiter. Seit Wochen ist keine einzige Bestellung mehr gekommen. Auch du bringst nichts, gar nichts. Eine so schlechte Zeit haben wir noch nie gehabt. Die Berichte der Agenten werden immer trostloser, und das Geld für die Anzeigen ist hinausgeworfen. Ich weiß keinen Rat mehr. Weißt du etwas?"

„Nein."

Bob schaute noch immer auf seine Fingernägel. Es war ja doch immer dieselbe langweilige Geschichte. Jeden Morgen ließ ihn der Vater holen, um ihm immer das gleiche zu erzählen. Bob blickte nach der Wanduhr: 11 Uhr 20 Minuten. Bis 11 Uhr 30 würde sein alter Herr über das Geschäft schimpfen und dann bis 11 Uhr 40 über die deutsche Konkurrenz. 11 Uhr 45 Minuten würde er plötzlich entdecken, daß die Deutschen alle Spione wären, und dann würde er sie bis 11 Uhr 55 Minuten in Grund und Boden wettern. Wahrhaftig, man konnte hohe Wetten auf diese Zeiten halten,

so sicher waren sie. Aber ein Gentleman wettet nicht in sicheren Dingen. Auch blieb es fraglich, ob jemand dagegen halten würde.

Der alte Herr schlug mit der flachen Hand auf das Pult. „Das ist also deine ganze Weisheit! Du spielst Baseball und Fußball, und damit ist dein Tagewerk erledigt. — Widersprich mir nicht! Es ist so!"

Bob machte ein erstauntes Gesicht. Er dachte ja gar nicht daran, zu widersprechen. Er war viel zu überrascht dazu. Das war ja diesmal eine ganz andere Melodie. Gut, daß er nicht gewettet hatte.

„Widersprich mir nicht, Bob," wiederholte der Alte, „denn es ist so. Du kümmerst dich nicht genug ums Geschäft. Früher warst du ein feiner Reisender, unser bester sogar. Aber seitdem du im Klub bist, denkst du nicht mehr ans Geschäft. Der Sport in Ehren; aber alles hat seine Grenzen. Auch ich würde gern Fußball spielen, wenn ich Zeit hätte."

Bob schaute ihn mißtrauisch von der Seite an. Sein Vater im Fußballklub? Als Spieler würde man ihn kaum annehmen können. Aber wenn man ihm die Arme und Beine zusammenbinden würde, vielleicht als Ball? Ja, das müßte eigentlich gehen.

„Ja, Bob, so ist es. Aber ich habe dich nicht zu meinem Teilhaber gemacht, damit du dir nur deine Dividende auszahlen läßt, sondern damit du mir hilfst. Es muß etwas geschehen. Unsere Lager sind gestopft voll bis an die Decke, und seit Monaten keine einzige anständige Bestellung. Von den zehn Mille Pikkolokameras, die auf deinen Rat gekauft wurden, ist noch kein Dutzend weggegangen. Jetzt haben wir auch noch diese deutschen Fabrikate auf dem Hals, wo wir nicht einmal die eigenen absetzen können. Das alles ist dein Verdienst."

„Damals warst du damit einverstanden, daß sie gekauft wurden.“ Ganz ruhig, nur so nebenbei hatte Bob es hingeworfen. Ein Gentleman regt sich nicht auf.

Aber sein Vater war kein Gentleman. „Damals — damals! Ja, damals war es etwas anderes wie heute. Wenn die Deutschen billiger verkaufen, als wir fabrizieren können, dann müssen wir wohl von ihnen kaufen und ihre Ware als eigenes Fabrikat ausgeben. So hast du damals gesagt. Und das war vernünftig, sehr vernünftig. Wenn du willst, kannst du manchmal ganz vernünftig denken, Bob.“

Leamington junior verzog das Gesicht.

„Lache nicht, Bob! Die Lust wird dir bald vergehen. Du wirst jetzt endlich für die zehn Mille Pikkolokameras Käufer finden. Du hast sie angeschafft, du mußt sie auch verkaufen. Das verlange ich von dir.“

Bob machte den Mund auf und wieder zu. „Ich?“

„Ja — du!“ Der Alte lachte ihn freundlich an. All sein Ärger verflog, wenn er ihn auf einen anderen abladen konnte.

Dem Sohne wurde es unbehaglich zumute. Solange sein Vater schimpfte, konnte man unbesorgt sein; doch wenn er liebenswürdig wurde, mußte man sich vor ihm in acht nehmen.

„Ja, du, mein lieber Junge. Und damit der Verkauf dir besonders interessant wird, überschreibe ich jetzt die zehn Mille Pikkolos auf dein Konto. Sie sind jetzt dein Privateigentum. Du wirst mit ihnen belastet, und solange du sie nicht unterbringst, kannst du für deinen persönlichen Bedarf nichts abheben. Denn dein Konto ist hoch überzeichnet. Fünfzehnhundert Pfund Sterling für Pikkolokameras stehen jetzt darauf.“

Bob sprang erregt auf. „Nein, das erlaube ich nicht. Das ist —“

Der Alte lachte immer freundlicher. „Oh, ich weiß, was du sagen willst, Bob! Aber du bist Juniorpartner ohne Einlage mit kurzfristigem Vertrag. Wenn du daher lieber willst, kannst du auch austreten. Ich will deinem Glück gewiß nicht im Wege stehen."

Bob schaute den Vater verdutzt an. Das konnte doch kein Ernst sein? Aber Spaß — Spaß in geschäftlichen Dingen? Nein, das war noch weniger möglich.

„Also, mein lieber Junge, tu, was du willst, ganz was du willst. Vielleicht stellt dich der Klub als Tormann an, oder Lord Kitchener nimmt dich als Soldat. Du bist ja groß und stark; er wird dich schon nehmen." Er kletterte von seinem Sitz herunter und nahm den Hut vom Nagel. „Du kannst es dir in Ruhe überlegen. Ich gehe jetzt hinüber ins Lager. Wenn ich zurückkomme, bist du vielleicht schon mit dir im reinen und kannst mir sagen, ob ich die Firmenänderung beantragen und die Auszüge fertigmachen soll, oder was du sonst beschlossen hast."

Noch immer lächelnd tänzelte er zur Tür hinaus. —

Als er nach einer Stunde zurückkehrte, saß Bob noch auf derselben Stelle. Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und hielt den Kopf in den Händen. Er machte einen so hilflosen Eindruck, daß dem Alten die Reue ankam.

„Nun, nun, Bob, Kopf hoch! Gar so bös kann es ja nicht werden. Im schlimmsten Falle kreditiert dir die Firma eine Weile. Du hast ja einen solventen Vater."

Leamington junior schaute auf. „Wird nicht nötig sein. Ich habe die Apparate bereits verkauft."

„Was hast du?"

„Die Apparate sind verkauft, will sagen, so gut wie

verkauft. Es sind Kriegsapparate, ausgezeichnet im Felde zu brauchen."

Der Alte schlug die Hände über den Kopf. „Aber, um Gottes willen, was sollen sie im Felde mit diesen schwachen Objektiven? Die Aufnahmen werden ja viel zu wenig scharf, sind für den Generalstab gar nicht zu gebrauchen. Nicht einmal ein Kroki kann man danach anfertigen."

Bob schlug das eine Bein über das andere. „Sie sind ja auch nicht für den Stab, sondern für die Tommys*). Sie nehmen ja Golf und Fußbälle mit, nun müssen sie auch Kameras haben. Jeder Tommy braucht eine Kamera. Sie müssen sich gegenseitig aufnehmen können, wenn sie deutsche Kanonen erobern, wenn sie deutsche Generale fangen. Sie müssen Bilder von sich haben, wenn sie in Berlin einziehen. Eine Kamera ist ihnen unbedingt notwendig. Geld haben sie jetzt auch, Handschilling und Löhnung. Sicheres Geschäft. Ich habe mit unseren Agenten bereits telephoniert. Die werden die Kasernen besuchen. Sie machen jetzt schon feste Abschlüsse zu dreißigeinhalb. Da ist die Liste."

Leamington senior las den ihm gereichten Zettel: tausend, zweitausend, viertausend, tausend, fünfhundert, fünfhundert. Er wurde ganz aufgeregt. „Aber Bob, das sind ja schon neuntausend Stück! Das ist ja eine glänzende Idee! Siehst du, was habe ich immer gesagt: vernünftig, sehr vernünftig, wenn du nur willst. Und die letzten tausend, die bringen wir auch noch unter. Die verkaufe ich selbst."

„Du, Vater?" Bob zuckte die Achseln; denn er hatte von den Verkaufstalenten seines Vaters keine sonderlich hohe Meinung.

„Ja — ich!" — —

*) Soldaten.

Am nächsten Morgen schritt in der elften Morgenstunde vor der Kaserne der Royal Dragoons ein kleiner korpulenter Herr auf und ab, immer auf und ab. Er hielt eine kleine photographische Kamera in der Hand und machte jedesmal eine Aufnahme, wenn ein Soldat durch das Tor schritt. Doch als er die dritte Aufnahme gemacht hatte, bedeutete ihn die Wache, daß dies nicht gestattet sei, und daß er sich ernstliche Unannehmlichkeiten zuziehen könnte, wenn er nicht schleunigst wegginge.

Da packte Leamington senior seine Kamera wieder ein und ging betrübt von dannen. Er hatte es sich so schön gedacht, wie er mit den Tommys schnell ins Geschäft kommen würde. Er wollte einige Tage hindurch Aufnahmen von ihnen machen und ihnen dann die Bilder zeigen. Dann würden sie auf den verschiedenen Bildern wohl den einen oder anderen wiedererkennen und Lust zum Kauf bekommen. Nun schien es freilich damit nichts zu sein.

Doch so schnell gab er den einmal gefaßten Plan nicht auf. Wie wäre es, wenn er trotz des Verbotes photographieren würde, wenn er eine Geheimkamera benützte? Die konnte die Wache nicht sehen. Die wird unter den Rock geknöpft; das Objektiv schaut durch das Knopfloch, und ein Gummiball, den man in der Tasche hat und im gegebenen Augenblick drückt, regelt den Verschluß. So kann man Aufnahmen machen, so viele man will, und braucht sie dann nur zu vergrößern.

Ja, das mußte gehen. So konnte er die Apparate absetzen, viel schneller als die Agenten, die erst den umständlichen Weg über die Kommandanturen und die Regimentskanzleien nahmen. Er wandte sich sofort an die Abnehmer, das war das bessere. Er war sehr ver-

gnügt, daß ihm die Geheimkamera eingefallen war, und er ging schnell heim, um den Lagerverwalter noch anzutreffen. Nicht eine Stunde wollte er verlieren. Er hatte zehn Pfund gegen Bob gewettet, daß er früher als ein Agent seine tausend Stück abgesetzt haben würde.

Also eilte er, so schnell seine kurzen dicken Beine ihn trugen — sehr zum Ärger eines hageren älteren Herrn, der ihm von der Kaserne ab folgte, aber nicht so schnell vorwärts kommen konnte, da er ein steifes Bein nachschleppen mußte. Jetzt bog Leamington um eine Ecke in die Charring Croß ein und trat in sein Bureau just im gleichen Augenblick, als der Verfolger die Ecke erreichte.

Der Oberst John Mac Wyler schaute sich vergebens die Augen aus. Umsonst. Nirgends war eine Spur von dem kleinen dicken Herrn mit der Kamera zu erblicken, und doch war er soeben noch vor ihm her gegangen. Ganz sicher schon hatte er den Kerl gehabt. Ob er nicht doch besser getan hätte, ihm gleich einen Polizisten auf den Hals zu schicken, so daß der die Verfolgung hätte aufnehmen können? Hier war ein Zweifel doch nicht mehr möglich. Gerade vor die Kaserne stellt er sich hin, bleibt dort, sucht sich an die Soldaten heranzudrängeln und — photographiert! Nein, wenn dieser Mensch kein deutscher Spion war, dann gab es überhaupt keine deutschen Spione.

Der sehr ehrenwerte Oberst J. M. Wyler wußte, was ein Spion war. Er hatte sich den Spionenfang zum Spezialstudium erkoren, seitdem er sich im Manöver das Rheuma geholt hatte und nun in der Armee keine Verwendung mehr finden konnte. Seitdem betätigte er sich im Einfangen von Spionen. Zwar waren seine Bemühungen noch nie von Erfolg gekrönt worden; doch das lag eben nur an der Ungunst der Verhältnisse.

Wenn ihm erst einmal ein richtiger Spion unter die Finger kam, würde er ihn schon erkennen. Denn ihn konnte man nicht hinters Licht führen. Und wenn er den Spion hatte, ließ er ihn auch gewiß nicht wieder los.

Nun, das Festhalten war keine sonderlich schwere Sache. Man hatte ja nur nötig, einen der vielen Polizisten, die gewichtig auf den Straßen umherstanden, auf den Verbrecher aufmerksam zu machen. Dann war man sicher, daß er nicht mehr entkommen konnte. Dafür sorgte wohl auch die Volksmenge, die solche Transporte stets mit regem Interesse begleitete. Nein, das Festhalten war nicht schwer, aber — das Überführen, das Sammeln von Beweisen, eine Arbeit, die auch von der Kriminalpolizei geleistet werden mußte, wenn die Verhaftung aufrechterhalten werden sollte. Und das war das schlimme dabei.

Oberst J. M. Wyler hielt nicht viel von den geistigen Fähigkeiten der Polizei. Die glaubte allen Ausreden, ließ sich von den dreifach gesiebten Halunken beschwatzen, entließ sie wohl gar bald wieder aus dem sicheren Gewahrsam und entschuldigte sich noch obendrein. Nein, mit der Polizei war es in solchen Sachen nichts. Hier mußte man selbst Hand anlegen, wenn man Erfolg haben wollte. Er, der Oberst J. M. Wyler, aber würde Erfolg haben. Ihm war es ein leichtes, jeden noch so durchtriebenen Spion zu überführen. Denn er besaß ein System, ein ganz ausgezeichnetes System, das nie versagte. Vorsichtig, wie der Jäger an sein Wild, pirschte er sich an seinen Spion heran, begann aus irgendwelchem harmlosen Anlaß ein Gespräch mit ihm und gab sich dann im Laufe der Unterhaltung als einen Kameraden, als einen Spießgesellen aus. Er erzählte ihm von den Tausenden von Pfunden, die ihm das „Geschäft“ schon eingebracht hätte, sprach von neuen

Aufträgen und machte jenen so immer sicherer. Dann lenkte er dessen Aufmerksamkeit auf einige besonders verlockende Gelegenheiten, bei denen sehr viel zu verdienen sei, und bot ihm Halbpart an. Darauf fiel dann der Spion ganz sicher hinein, noch dazu, wenn man Deutsch mit ihm sprach. Dann plauderte er alles aus, was er wußte. Und dann, aber erst dann, mußte man die Polizei benachrichtigen.

Der Oberst, der seines kranken Beines wegen einige Male in Wiesbaden gewesen war und ein wenig Deutsch verstand, brannte darauf, sein unfehlbares System endlich einmal in Anwendung zu bringen. Aber das Glück war ihm nie hold. Tag für Tag lief er die Stätten ab, wo die Spione bestimmt haufenweise herumlaufen. Aber nie gelang es ihm, einen von ihnen zu stellen. Und jetzt, da er beinahe so weit gewesen wäre, entschlüpft ihm der Kerl noch im letzten Augenblick! Nein, wahrlich, er hatte kein Glück! Und Glück muß der Mensch haben, sonst nützt ihm seine ganze Schlauheit nichts.

In heller Wut kam er in seinem Boardinghause in Camberwell an, schloß sich in sein Zimmer ein und ließ sich den ganzen Tag über nicht mehr blicken.

Am nächsten Morgen hatte sich sein Ärger etwas verflogen, obschon er noch immer in ihm gärte und ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Er beschloß, wieder vor der Kaserne der Royal Dragoons seinen Beobachtungsposten einzunehmen und abzuwarten, ob ihm das Schicksal nicht doch einmal günstig sein würde. Der Platz war ja entschieden der rechte; hier hielten sich die Spione auf, das bewies die gestrige Wahrnehmung. Vielleicht würde er diesmal auf einen anderen stoßen, der weniger schnell laufen konnte. Vielleicht würde auch der nämliche wiederkommen. Verbrecher kehren

ja stets zum Ort ihrer Schandtaten zurück. Das ist eine altbekannte Kriminalistenregel. Um wieviel mehr mochte sie dort gelten, wo der Verbrecher sich noch völlig unbeobachtet wähnen konnte.

Doch trotz seiner scharfsinnigen Schlüsse war der Oberst sehr überrascht, als er vor der Kaserne anlangte und den kleinen dicken Herrn richtig wieder antraf. Diesmal hatte jener es sich noch bequemer gemacht. Er hatte sich dem Eingangstor gegenüber auf eine Bank gesetzt und beobachtete scharf alle Soldaten, die hereingingen und herauskamen. Er mußte noch ein Neuling in seinem Berufe sein, sonst hätte er sich schwerlich so auffällig benommen. Oder bestand vielleicht gerade darin seine List? Von Zeit zu Zeit griff er in die Tasche, um ein Buch herauszuholen und Notizen zu machen. Aber dann wagte er es doch nicht. Er zog die Hand stets leer zurück.

Der Oberst beobachtete den kleinen Dicken eine geraume Weile, ohne daß jener etwas merkte. Dann schritt er auf die Bank zu und setzte sich neben ihn. Diesmal würde er sich seine Beute nicht wieder entgehen lassen. Er suchte krampfhaft nach einer passenden Einleitung; aber es wollte ihm nichts einfallen. Nicht einmal, daß er Deutsch reden wollte, wußte er mehr. Da riß er sich zusammen. Ach was! Ein rechter Soldat geht immer gerade auf sein Ziel los.

„Guten Morgen, Sir! Schon gute Geschäfte heute gemacht?“

Leamington senior rückte entsetzt beiseite. Um Gottes willen, was war denn das für ein fürchterlicher Mensch! Sie waren sich nie vorgestellt worden, und doch redete er ihn so ohne weiteres an! War er geistesgestört oder betrunken? Ein eisiger, abweisender Blick traf den Aufdringlichen.

Doch der Oberst, froh, die Einleitung hinter sich zu haben, ging weiter vor. „Unbesorgt, Sir. Ich verrate nichts. Stehe auch im Dienste der Deutschen. Die zahlen gut. Ich habe erst gestern tausend Pfund für die Plymouthbefestigungen bekommen. Jetzt soll ich die Minenkarte von Folkestone liefern. Wollen Sie mir helfen? Es geht Halbpart, Sir."

Der ursprüngliche Schreck, der sich des Fabrikanten bemächtigt hatte, schlug in Entrüstung um. Was war das? Der hielt ihn wohl für einen Spion! Oh, das war eine Beleidigung, eine ganz ausgesucht niederträchtige Beleidigung! Oh, wenn jetzt sein Bob hier wäre, wenn —

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Der Kerl war selbst ein Spion; er hatte es ja verraten. Er hatte alles ausgeplaudert, weil er in ihm einen Spießgesellen vermutete. Jetzt galt es schlau sein, damit sein Argwohn nicht geweckt wurde. Man mußte scheinbar auf alles eingehen, denn er mußte so lange aufgehalten werden, bis ein Polizist vorbeikam, der ihn festnehmen konnte.

Sein Herz schlug wie ein Hammer gegen die Brust, so aufgeregt wurde er. Wenn bloß der Schutzmann bald kommen würde! Er besaß doch so gar kein Talent zur Verstellung. Ob die Soldaten vielleicht nicht auch eine Verhaftung vornehmen dürfen? Das wäre das einfachste. Aber wenn man es nicht genau weiß, ist es doch besser, auf den Schutzmann zu warten. Einmal mußte doch einer kommen! Ein Glück war es nur, daß der Spion nicht ahnte, was ihm bevorstand. Er redete unaufhörlich drauflos, sprach von den Tausenden, die er schon verdient hatte, und von den Tausenden, die er noch verdienen würde. Er sprach wie ein aufgezogener Phonograph ohne Pause, so daß Leamington kaum mehr als einige beistimmende Worte dazwischen-

werfen konnte. Und auch die wurden ihm noch schwer genug. Er hörte gar nicht recht zu, was jener erzählte, sondern dachte nur immer daran, welches Aufsehen es erregen mußte, wenn erst bekannt würde, daß er einen solch gefährlichen Spion entdeckt und unschädlich gemacht hatte. In alle Zeitungen würde sein Bild kommen; der „Evening Dispatch“ würde seinen Lebenslauf bringen, und für sein Geschäft würde das Ganze eine ausgezeichnete Reklame werden. Wenn nur der Schutzmann bald kommen würde!

Endlich nahte gewichtig, im Vollbewußtsein seiner Würde, ein sehr großer, schwarzuniformierter Mann mit schwarzem Korkhelm, dessen Sturmband über dem Kinn zusammengezogen war. In der Linken hielt er den kurzen Stock.

Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil stürzte Leamington auf ihn los. Doch fast ebenso schnell war der Oberst an seiner Seite. Nein, noch einmal soll ihm jener nicht entwischen!

Keuchend, schweratmend ob des ungewohnten Laufes, steht der kleine Dicke vor dem Hüter der heiligen Hermandad.

„Verhaftet den Mann hier! Schnell — schnell! — Ein sehr gefährlicher Spion!“

Dem Oberst flimmert es vor den Augen. Was? — Ich? — Oh, dieser Gauner, dieser dreifach gesiebte Gauner! Jetzt dreht er den Spieß um! „Laßt Euch nicht bluffen! Haltet ihn fest. Er selbst ist der Spion. Täglich kommt er hierher und macht seine Notizen; gestern machte er sogar photographische Aufnahmen!“

Leamington schaut ihn entgeistert an. „Ich? Ich —? Oh! Und was habt Ihr mir soeben erzählt von Minenkarten und Befestigungsplänen und den tausend

Pfund, die die Deutschen Euch gegeben haben? Habt Ihr mir das gesagt oder nicht?"

In seiner Erregung packt er den Oberst am Arm, doch dieser schüttelt ihn mit einer kräftigen Handbewegung ab. „Kriegslisten, Sir, Kriegslisten, auf die Ihr hineingefallen seid!"

Der Schutzmann steht eine Weile unschlüssig; dann zieht er ein Pfeifchen hervor und gibt ein kurzes, schrilles Signal; drei Polizisten kommen im Laufschritt heran.

„So," sagte er, „Sie müssen mich beide begleiten. Im Polizeiamt wird sich alles aufklären."

Die vier Schutzleute nehmen sie in die Mitte.

— — — — — — — — — — — — — —

E. R. Seymour, königlicher Kriminalkommissar, sitzt in seinem Amtszimmer und schaut auf die beiden verdächtigen Personen, die von Schutzleuten bewacht hinter der Schranke stehen. Er kaut an seinem Federhalter. Das ist eine dumme, eine sehr dumme Geschichte. Da stehen zwei, und jeder erklärt den anderen für einen Spion, jeder behauptet, den anderen überführt zu haben. Jeder sagt von sich selbst, daß er ein Gentleman und der andere ein deutscher Spion wäre. Wer ist nun der Spion? Sind sie alle beide welche oder keiner von beiden? Da mag der Teufel sich auskennen. Deutsche scheinen sie nicht zu sein; denn sie verstehen kein deutsches Wort, wenn auch der eine, der große Lange, ein paar Worte zusammenstottert, die er für Deutsch ausgibt, und die vielleicht auch ein sehr schwerhöriger Mensch auf weite Entfernungen für Deutsch halten kann.

Nein, Deutsche sind sie nicht, sondern bestimmt Engländer, Londoner sogar.

Der Kommissar hat die Angaben, die sie ihm über

ihre persönlichen Verhältnisse machten, und die sie teilweise durch Papiere belegen konnten, telephonisch nachprüfen lassen und sie für richtig befunden. Ja, aber was wollen die Leute dann von ihm, und weshalb bezichtigen sie sich andauernd gegenseitig der Spionage? Besonders der lange Oberst kann sich in Anklagen gar nicht genug tun; fortgesetzt redet er etwas von seinem System.

„Ja, Sir, wenn man mein System befolgt, wenn man sich gewissermaßen in die Seele des Spions versetzt, wenn man sein Vertrauen erringt, gewissermaßen in seiner Sprache zu ihm spricht, gewissermaßen —"

„Gewissermaßen — gewissermaßen!" Ärgerlich unterbricht ihn der Kommissar. „Sir, hört doch endlich auf mit Eurem System! Einen Spion zu fangen, ist nicht so einfach. Das muß ganz anders angefaßt werden. Geht nach Haus, Sir. Ich will Euch noch einmal laufen lassen, trotzdem Ihr Euch in Angelegenheiten gemischt habt, die Euch gar nichts angehen. Geht nach Haus und fangt sonst etwas, wenn Ihr Langeweile habt, aber keine Spione. Das ist unsere Sache."

Der Oberst wird feuerrot im Gesicht, will etwas erwidern. Doch auf einen Wink öffnen zwei Polizisten die Tür. Wutschnaubend zieht er ab.

Leamington lacht vergnügt über das ganze Gesicht. Zwar gefällt es ihm nicht, daß der Kommissar jenen laufen läßt, der doch sicher ein ganz gefährlicher Spion ist. Aber jedenfalls hat er für die Unverschämtheit, ihn, den ehrenwerten Leamington senior, der Spionage zu bezichtigen, eine ordentliche Abfuhr erhalten. Mit einer tiefen Verbeugung will auch er sich jetzt zurückziehen.

Doch schon schließen die Polizisten die Tür wieder, und der Kommissar sagt: „Einen Augenblick noch. Ich

muß Euch noch etwas fragen." Er überfliegt flüchtig das Protokoll. „Ja, so! Der Oberst hat ausgesagt, daß Ihr häufig in die Tasche greift, um ein Notizbuch herauszuholen, es aber nie wirklich herausnehmt. Zeigt mir das Buch!"

Herrgott, die Geheimkamera! An die hat er gar nicht mehr gedacht. Wenn er jetzt untersucht wird! Wenn man die bei ihm findet! Leamington wird abwechselnd rot und blaß, und dicke Schweißtropfen treten ihm auf die Stirn. Doch er wagt nicht, sie abzutrocknen.

„Das Buch, Sir, wenn's gefällig ist!"

Da seufzt er schwer auf, öffnet den Rock und holt die Geheimkamera hervor, sowie den Gummiball aus der Tasche.

„Es ist kein Buch, nur eine kleine Kamera für Liebhaberzwecke."

„Eine Kamera? Ja, wozu brauchen Sie denn die?"

Er erzählt wortgetreu, wozu er sie gebrauchen wollte. Auch daß ihm das Photographieren bereits gestern verboten wurde und er deshalb heute die Geheimkamera genommen habe, erzählt er. Alles, alles sagt er jetzt aus. Denn die Kamera hat seine Lage derart verschlechtert, daß es wohl das beste ist, alles zu sagen. Nur die Wahrheit kann ihn noch retten.

Der Kommissar stützt den Kopf in die Hand und hört aufmerksam zu. „Interessant, sehr interessant, was Ihr uns da erzählt. Nur leider sehr wenig glaubwürdig. Es tut mir leid, Sir. Aber Ihr werdet so freundlich sein, ein wenig bei uns zu bleiben. Morgen früh wollen wir uns wieder unterhalten. Vielleicht fällt Euch über Nacht etwas Besseres ein." Er macht eine flüchtige Handbewegung, und schon legt sich eine große Hand schwer auf die Schulter des Verhafteten.

Doch dieser reißt sich los und stürzt vor an die

Schranke. „Aber, um des Himmels willen, Sir! Ihr werdet mich doch nicht einsperren! Ihr könnt mich doch nicht festnehmen! Ihr wißt doch —“

„Es tut mir leid, Ihr werdet aber selbst einsehen, daß das, was Ihr sagt, sehr wenig glaubwürdig ist.“

„Aber ich kann es doch beweisen. Mein Sohn weiß darum, mein Verwalter, der die Kamera vom Lager holte. Ich kann es doch beweisen!“

Der Kommissar nickte beruhigend. „Das ist etwas anderes. Wenn Ihr es beweisen könnt, gebt mir die Adressen. Ich werde die beiden Herren herholen lassen und einzeln vernehmen. Sagen sie dasselbe aus wie Ihr, dann kann ich Euch entlassen. So lange freilich bleibt Ihr im Gewahrsam.“

— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später verließ Leamington senior in Begleitung seines Lagerverwalters und seines Sohnes die Polizeistation. Das war noch einmal gut ausgegangen. Wie leicht hätte es geschehen können, daß man ihn über Nacht dort behielt, wohl gar in das Untersuchungsgericht einlieferte. Und dann hätte es Wochen gedauert, ehe er frei kam. Ja, es war noch einmal gut abgelaufen, und er konnte sehr zufrieden sein. Nur daß er fünfundzwanzig Pfund Sterling als Strafe für das unbefugte Photographieren hatte zahlen müssen, ärgerte ihn. Nichts verkauft, nichts verdient und noch fünfundzwanzig Pfund zugesetzt! O, das war ein schlimmes Geschäft!

Er ließ betrübt den Kopf hängen, zumal er sich auch vor seinen beiden Begleitern schämte. Aus dem Arrestlokal hatten sie ihn herausgeholt!

Bob schaute ihn von der Seite an. Gestern, als der alte Herr ihm die Teilhaberschaft aufsagen wollte, hatte er anders dreingeschaut. Das war eine feine Gelegenheit.

„Ja, lieber Papa, sonst bin ich der Reisende von Leamington & Sohn. Diesmal warst du der meine. Hast ja meine Apparate verkaufen wollen. Aber das ist eine schwere Sache mit dem Verkaufen. Jeder kann es nicht. Ist wohl besser, wenn ich noch in der Firma bleibe und kein Tommy werde. Meinst du nicht auch?"

Leamington senior biß sich auf die Lippen und schwieg.

Bob fuhr vergnügt fort: „Ist wirklich eine dumme Sache. Nichts verkauft und fünfundzwanzig Pfund zugesetzt. Ihr müßt viele Pikkolos verkaufen, alter Herr, ehe Ihr das wieder herein habt."

Da fand Leamington senior die Sprache wieder. „Oho, mein Junge, das ist nicht nötig! Ich war ja dein Reisender, wie du selbst sagst. Und in deinem Auftrag ging ich zur Kaserne. Auch von der Geheimkamera wußtest du. Jede anständige Firma kommt für die Spesen auf, die ihren Reisenden erwachsen. — Ist es nicht so, Mister Cokburn?"

Der Lagerist, der stumm nebenher schritt, beeilte sich zuzustimmen. „Gewiß, Sir. Wenigstens wurde es bei Leamington & Sohn immer so gehalten."

„Nun also, mein Junge. Ich werde mit den fünfundzwanzig Pfund dein Konto belasten."

Bob wurde vor Schreck ganz blaß. „Papa, das wirst du nicht tun!"

„Doch, mein Sohn, das werde ich tun. Das werde ich sogar ganz bestimmt tun."

Und dann schob er seinen Arm gemütlich in den des Sohnes. Er hatte seine gute Laune wiedergefunden und auch das alte liebenswürdige Lächeln, das er stets aufsetzte, wenn er sich recht behaglich fühlte.

Der Weltkrieg

Sechstes Kapitel

Mit 10 Bildern (Nachdruck verboten)

Die wochenlang anhaltende ungünstige Witterung hat es längere Zeit in Flandern zu keinen Kämpfen von größerer Bedeutung kommen lassen. Abgesehen von gelegentlichen Erstürmungen des einen oder anderen Schützengrabens, beschränkten sich die Feindseligkeiten auf Artilleriegefechte, bei denen auf beiden Seiten mehr als bisher schweres Geschütz mitwirkte. War es unter diesen Umständen den deutschen Truppen versagt, von neuem Proben ihrer Schlagfertigkeit abzulegen, so ist ihre unerschütterliche Ausdauer in dem einem Morast gleichenden Gelände und in den teilweise fußhoch vom Wasser angefüllten Schützengräben um so höher anzuerkennen, zumal es vielfach junge Truppen sind, die diese harten Anstrengungen auf sich nehmen.

In den Argonnen ist man jetzt auf deutscher Seite, gezwungen durch die Eingrabungen der Franzosen und die den offenen Kampf unendlich erschwerende Beschaffenheit dieses Waldgebietes, zum Sappenangriff übergegangen. Auch hier bereitet die Witterung unseren wackeren Truppen unablässige Mühsal.

Die Sappen werden nicht senkrecht auf die feindliche Stellung geführt, sondern im Zickzack angelegt. Zunächst wird vom eigenen Schützengraben aus mit Infanteriegewehren und eingebauten Maschinengewehren das Feuer stundenlang auf den französischen Schützengraben gerichtet, bis die gegnerische Stellung deutlich erkennbar ist. Jetzt ordnet der Kompanieführer an, daß zwei bis drei Sappen vorgetrieben werden. Ein Pionier als Vorarbeiter für die betreffende Sappe schiebt aus dem Schützengraben einige Sandsäcke nach



Phot. Hofphotograph Krajewski, zurzeit westl. Kriegschauplatz

Unterstände in den Argonnen.

vorn, die ihm als Brustwehr dienen, und beginnt nun auf dem Bauch liegend den Boden etwa bis zu einem halben Meter auszugraben. Der zweite, hinter ihm knieende Pionier vertieft den Graben bis zur Kniehöhe, der dritte bis zur Mannshöhe. Die dahinter arbeitenden Infanteristen verbreitern den Graben. In dieser Weise wird die Sappe immer mehr nach vorn geschoben. Während des Baues wird das Feuergefecht aus dem Schützengraben weiter unterhalten und durch Minenwerfer unterstützt.

Sind die Sappen nahe genug an die feindliche Stellung herangekommen, so springt nunmehr die dazu befohlene Gruppe mit aufgepflanztem Seitengewehr und Handgranaten zum Sturm vor. An der Spitze eilen Mannschaften mit Schutzschilden. In dem sich entspinnenden Kampf wird meist nur vom Kolben und Seitengewehr Gebrauch gemacht. Ist der feindliche Graben erobert, so wird er sofort umgebaut, indem die Brustwehr und die Schießscharten auf die andere Seite gelegt werden.

Durch diese ununterbrochenen Sappenangriffe ist es den deutschen Truppen gelungen, in den Argonnen wenn auch nur langsam, so doch unaufhaltsam Boden zu gewinnen und den Feind zurückzudrängen. Die Versuche der Franzosen, die verlorenen Stellungen durch Sturmangriffe zurückzuerobern, blieben ohne dauernden Erfolg, und ebensowenig waren sie imstande, durch die heftigste Beschießung von Verdun aus, St.-Mihiel, wo das dritte bayerische Armeekorps unter dem kommandierenden General v. Gebsattel die Wacht hält, wieder in ihren Besitz zu bringen.

Einen sehr beachtenswerten Sieg errangen die deutschen Truppen unter der Führung des Generals der Infanterie v. Lochow und des Generalleutnants

Wichura bei Soissons. Die Franzosen hatten hier aus einem Gewirr von Schützengräben bestehende Stel-



Phot. Photo-Bericht, Hoffmann, München.

General v. Gebsattel mit seinen Generalstabsoffizieren.

lungen inne, die sich auf dem rechten Aisneufer brückenkopfartig nordwärts ausdehnten.

Auf dem Westflügel des Kampffeldes steigt westlich der Bahn Soissons—Laon aus dem breiten Flußtal

eine vielfach zerklüftete und reich bewaldete Höhe empor, auf deren oberstem Teil die Gräben von Freund und Feind einander dicht gegenüberlagen, beide Teile bestrebt, sich durch Sappenangriff in den Besitz des höchsten Punktes zu setzen. Östlich der Höhe liegt zu ihren Füßen im Tal das Dorf Crouy. An diesem vorbei zieht in einem tiefeingeschnittenen Grunde die Bahn Soissons—Laon nordwärts. Dicht östlich der Bahn sind eine Reihe von Steinbrüchen, in denen sich unsere Soldaten meisterhaft eingebaut hatten. Die sogenannte Steinbruchstellung bildet den westlichen Ausläufer der Hochfläche von Vregny, die sich lang und breit östlich der Bahn ausdehnt, und die in ihrem ganzen südlichen Teile in französischem Besitz war. Von der Flußseite her schneiden mehrere lange und tiefe Schluchten in die Hochfläche ein. In ihnen fand die schwere Artillerie der Franzosen eine sehr günstige Aufstellung. Die am Rande der Hochfläche auf Bäumen hinter Stahlblenden und Brustpanzern sitzenden Beobachter lenkten das Feuer der schweren Geschütze flankierend gegen die deutschen Stellungen auf der genannten bewaldeten Höhe. Dieses Flankenfeuer richtete sich vor allem gegen die Schützengräben des Leibregiments. Die brave Truppe hatte viel zu leiden; eine Stellung, der sogenannte Maschinengewehrgraben, wurde buchstäblich vom feindlichen Feuer eingeebnet, die darin befindlichen Maschinengewehre wurden verschüttet.

Nach dieser Feuervorbereitung schritt der Gegner zum Angriff. Es kam hier tags und nachts zu außerordentlich heftigen Nahkämpfen, wie sie erbitterter und blutiger kaum gedacht werden können. Hier kämpfende Turko fochten nicht nur mit Gewehr und Bajonett, sondern bissen auch und stachen mit dem Messer.

Die Lage drängte zu einer Entscheidung. Daher setzten die deutschen Truppen zu einem Gegenangriff



Phot. Photo-Bericht, Hoffmann, München.

Vermittlungsstelle der Armeefernsprechleitung im dritten bayerischen Armeekorps.

ein, der sich zuerst weniger gegen die bewaldete Höhe selbst als gegen die beiderseits anschließenden französischen Stellungen richtete. Schlag elf Uhr morgens erhoben sich zunächst aus der Steinbruchstellung unsere

wackeren Soldaten, die in den Monaten des Harrens und Schanzens von ihrem Angriffsgeiste nichts eingebüßt hatten, und entrissen in kühnem Ansturm dem Feinde seine zunächst gelegenen Schützengräben und Artilleriebeobachtungsposten. Sogleich ließ das französische Flankenfeuer gegen die bewaldete Höhe nach. Das Hauptziel dieses ersten Angriffs war kaum erreicht, als eine Stunde später — zwölf Uhr mittags — auf dem äußersten rechten Flügel unsere tapferen Schützen sich erhoben und im siegreichen Vorschreiten einen Kilometer Gelände gewannen. Nunmehr wurde auch zum Angriff gegen die bewaldete Höhe angesetzt, der Feind aus den Gräben hinaus- und die Höhe hinuntergeworfen, wo er sich auf halbem Hange wieder festsetzte.

Wie aus Gefangenenaussagen hervorgeht, glaubten die Franzosen, daß die erwartete Fortsetzung des deutschen Angriffs von der bewaldeten Kuppe, also vom rechten deutschen Flügel, ausgehen würde. In Erwartung eines Stoßes aus dieser Richtung warfen sie namhafte Verstärkungen nach dieser Stelle. Von den eroberten französischen Beobachtungsstellungen aus, wo das ganze Aisnetal samt Soissons zu Füßen liegt, konnte das Herankommen dieser Reserven auf Kraftwagen und mit Eisenbahn gut beobachtet werden.

Der deutsche Angriff erfolgte am nächsten Tag, aber an ganz anderer Stelle. Völlig überraschend für den Gegner waren es die Mitte und der linke Flügel der Deutschen, die sich als Angriffsziel die Besitznahme der Hochfläche von Vregny gesetzt hatten, auf der sich der Feind in einem System von Schützengräben eingerichtet hatte und ganz sicher zu fühlen schien.

Wiederum war es der Schlag der Mittagstunde, der hier unsere Truppen zu neuen Taten aufrief. Punkt zwölf kam Leben in die deutschen Gräben, es folgte

ein mächtiger Sprung; zwölf Uhr drei Minuten war die erste Verteidigungslinie der Franzosen, zwölf Uhr dreizehn Minuten die zweite genommen, ein Flankenangriff von dem Wald von Vregny kam bei der Schnelligkeit des Vorgehens gar nicht mehr zur Wirkung, und am späten Nachmittag war der ganze Hochflächenrand in deutscher Hand.

Der Feind vermochte sich nur noch in den Mulden und auf den zum Aisnetal hinabfallenden Hängen zu halten. Das Gelingen dieses deutschen Angriffs brachte die in der Gegend der bewaldeten Höhe gegen den deutschen rechten Flügel vordringenden Franzosen in eine verzweifelte Lage. Denn als am folgenden Tag der äußerste rechte Flügel der Deutschen seinen umfassenden Angriff wieder aufnahm und aus der Mitte — über Crouy — deutsche Truppen westwärts einschwenkten, da blieb den gegen die bewaldete Höhe vorgedrungenen Franzosen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr, da die deutsche schwere Artillerie das Aisnetal beherrschte. Am gleichen Tage wurde der Feind auch von den Hängen der Höhen von Vregny hinuntergeworfen, soweit er nicht schon während der Nacht gegen und über die Aisne zurückgeflutet war. Eine Kompanie des Leibregiments drang bei der Dunkelheit sogar bis in die Vorstädte von Soissons vor.

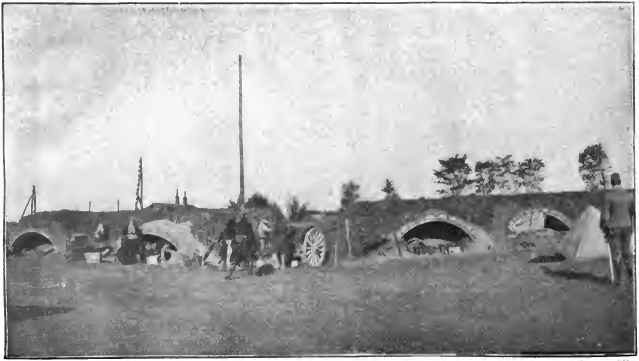
In den dreitägigen Kämpfen wurden die Orte Cuffies, Crouy, Bucy le Long, Missy und die Gehöfte Vauxrot und Verrerie erobert. Die Beute belief sich auf 5200 Gefangene, 35 Geschütze und eine größere Anzahl von Maschinengewehren und Revolverkanonen. Die Franzosen erlitten schwere Verluste, denn es wurden 4000 bis 5000 tote Franzosen auf dem Kampffeld aufgefunden.

Trotz gewaltiger Anstrengungen konnten die Franzosen auch in den Südvogesen keinerlei Vorteile erringen. Die Kämpfe bewegten sich in dem Raum von Sennheim, der für die Franzosen deshalb von Wichtigkeit ist, weil bei Thann und Gebweiler große Seitentäler in das Rheinvorland münden, die von französischen Truppen besetzt sind. Die Versorgung dieser Truppen mit Lebensmitteln kann, da die Gebirgspässe meterhoch verschneit sind, aber nur aus der Umgebung von Sennheim her erfolgen.

Zuerst drehten sich die Gefechte um den Besitz des Dorfes Steinbach und der Höhe 425, die den Ausgang des Thanner Tales beherrscht. Auf beiden Punkten blieben die deutschen Truppen dank ihrer unvergleichlichen Tapferkeit Sieger, und später gelang es ihnen, die bewaldete Bergkuppe des Hirzsteins und den Hartmannsweilerkopf zu stürmen und vom Feind zu säubern.

Eine eifrige und wirkungsvolle Tätigkeit entwickelten die deutschen Flieger. Die Artilleriekämpfe in Flandern unterstützten sie durch Erkundung der feindlichen Stellungen. Taubenbomben richteten am Hauptbahnhof von Nancy und dem benachbarten schweren Geschützpark erheblichen Schaden an. Sieben Flugzeuge erschienen ferner über Dünkirchen, gewannen Einblick in alle Befestigungswerke und setzten durch ihre Bomben einen großen Militärschuppen sowie verschiedene P:ivatgebäude in Brand.

Zwei deutsche Flieger wagten sich bis zur Themsemündung vor. Begünstigt durch den Nebel, wurden sie erst in der Nähe von Southend von den englischen Beobachtungsposten entdeckt. Als sie ihre Bomben abgeworfen hatten, wurde sofort auf sie ein heftiges Feuer eröffnet, und englische Flugzeuge stiegen von Sherneß auf, um ihnen den Rückzug abzuschneiden.



Phot. Carl Seebald, Wien.

Eine österreichisch-ungarische Batterie mit bombensicheren Unterständen für Mannschaften und Munition

Jedoch fanden sie glücklich den Weg zum Meer und entkamen dann, gedeckt durch den sich bildenden dichten Nebel, unversehrt.

Einen noch gewaltigeren Schrecken rief in England die Bedrohung durch das Geschwader der Zeppelinluftschiffe hervor. Die deutschen Luftkreuzer umkreisten und bombardierten Yarmouth, wo das Marinedepot arg mitgenommen wurde, warfen dann auf Cromer, Sheringham und Sandringham, das kurz zuvor das englische Königspaar verlassen hatte, Bomben ab und wandten sich darauf nach Kings Lynn, dem sie durch ihre Geschosse einen beträchtlichen Schaden zufügten. Den Rückweg schlugen sie über Gravesend ein, das nur 20 Kilometer von London entfernt ist. Dieser erste Vorstoß der Zeppeline hat trotz aller Ableugnungen die Engländer in die schwerste Unruhe versetzt, und dies um so mehr, als sich alle ihre Abwehrmaßregeln als nichtig erwiesen.

* * *

Mit zäher Ausdauer haben die verbündeten Truppen an der Ostfront den Unbilden der Witterung widerstanden, die russischen Vorstöße schließlich aufgehalten und darauf dem Feind wichtige Punkte abgewonnen.

Die russische Stellung lehnte sich mit dem rechten Flügel hinter der Bzura an die Weichsel und mit dem linken Flügel hinter der Nida ebenfalls an die Weichsel, so daß sie den ganzen Raum vor dem Weichselbogen umschloß. Auf beiden Flügeln versuchten die Russen offensiv vorzugehen.

Zunächst unternahmen sie einen Angriff in Westgalizien, der nach verschiedenen Richtungen hin angesetzt wurde. Sie rückten sowohl am unteren Dunajec auf Krakau vor, um die südliche österreichisch-ungarische



Phot. Ed. Franke, Friedenau.

Österreichisch-ungarische Pioniere beim Bau einer Brücke über den Dunajec.

Heeresgruppe in der Front anzupacken und zurückzuwerfen, als auch bestrebten sie sich, über die Linie



Phot. Tolnai Vilaglapja.

Österreichisch-ungarische Patrouille in den Karpathen.

Gorlice—Zakliczyn zwischen dem Dunajec und den Karpathen durchzustoßen, um so die beiden dort aufgestellten Abteilungen des österreichisch-ungarischen

Heeres voneinander zu trennen. Außerdem gingen sie daran, auf der ganzen südgalizischen Front über die Karpathen nach Ungarn vorzudringen.

Nach anfänglichem Gelingen kam aber das Vor-



Phot. Photothek, Berlin.

Infanteriepatrouille erwärmt sich an einem Lagerfeuer.

rücken in die Karpathen bald zum Stillstand. Zwar zogen sich die österreichisch-ungarischen Truppen bis hinter den Kamm zurück, dann aber wurden die Russen wieder vertrieben, und die bedeutungsvollsten Paß-

übergänge gelangten von neuem in den Besitz des österreichisch-ungarischen Heeres.

Nachdem der Vorstoß gegen die Karpathen mißglückt war, holten die Russen noch weiter aus, indem sie die Bukowina besetzten. Ihr Ziel war dabei, über den östlichen Teil der Waldkarpathen in Siebenbürgen einzudringen und sodann von dort aus den Vormarsch in westlicher Richtung nach Ungarn fortzusetzen. Zuerst wurden die österreichisch-ungarischen Truppen gezwungen, die Bukowina und die Vorberge der Waldkarpathen aufzugeben, dann aber vollzog sich ein Umschwung in der Gefechtslage. Der Vormarsch der Russen geriet ins Stocken, worauf sie bei Kirlibaba und Jakobeny derartig geschlagen wurden, daß sie einen verlustreichen Rückzug antreten und die Bukowina zum größten Teile räumen mußten.

Ebenso scheiterte der russische Ansturm gegen die österreichisch-ungarische Stellung an der Nida. Am oberen Dunajec in Westgalizien entbrannte ein heftiger Kampf auf den Höhen von Zakliczyn. Durch das Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie wurden die Russen zum Verlassen ihrer Schützengräben gezwungen. Die rückgängige Bewegung übertrug sich dann auch auf andere Teile ihrer Front, so daß sie in völliger Unordnung zurückwichen.

Endlich haben auch die deutschen Truppen auf ihrem linken Flügel wesentliche Vorteile errungen. An der Bzura wie an der Sucha, einem Nebenfluß der Bzura, wurde in wiederholten Kämpfen Boden gewonnen, und ferner gelangte der außerordentlich stark befestigte Ort Borzymow in deutschen Besitz.

Nach der Räumung Serbiens wurde der Oberbefehl über die österreichisch-ungarischen Truppen dem Erzherzog Eugen übertragen, zu dessen Generalstabschef



Phot. Werkstätten für graph. Kunst, Berlin.

Gefangene sibirische Soldaten.

der Feldmarschalleutnant Krausz ernannt wurde. Dieser Wechsel in der Führung hat bereits den erneuten Vormarsch gegen Serbien nach sich gezogen.

Wegen seiner hervorragenden Leistungen auf den verschiedenen Kampfplätzen ist der Kommandant der

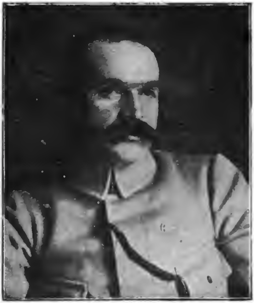


Phot. J. Harkányi, Wien.

Feldmarschalleutnant Adolf Krausz,
Generalstabschef des Erzherzogs Eugen.

polnischen Legion Joseph v. Pilsudski vom Kaiser Franz Joseph zum Brigadier ernannt worden. Pilsudski wurde im Jahre 1867 in Litauen geboren und entstammt dem altadeligen Geschlecht der Gintowtt. In seiner Jugend nahm er an der revolutionären Bewegung in Rußland teil. Später begab er sich nach Galizien und trat im Jahre 1900 an die Spitze der die polnische Jungmannschaft umfassenden Schützenorganisation.

Durchaus befriedigende Erfolge erzielten weiterhin die Türken. Nach den Siegen am Tscherukfluß und bei Larykamisch drangen die Türken bis über den Adschara-fluß vor, so daß Batum vom Landweg abgeschnitten wurde. Ferner trat die türkische Armee von Erzerum



Phot. Berl. Ill.-Ges.

Brigadier Joseph v. Pilsudski,
der Führer der polnischen Legion.

aus, wo sie den ersten Einfall der Russen abzuwehren hatte, den Vormarsch auf die starke russische Festung Kars an. Daß sich die Russen im Kaukasus den Türken auf die Dauer nicht gewachsen fühlen, spricht sich darin aus, daß nicht nur Kars, sondern auch Tiflis von der russischen Zivilbevölkerung geräumt wurde.

Noch höher anzuschlagen ist die Eroberung von Täbris, der Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan. Täbris beherrscht die große Karawanen-

straße Teheran—Trapezunt und somit die Verbindung zum Schwarzen Meer. Teheran, die Hauptstadt Persiens, ist von Täbris nur vier Tagereisen entfernt. Die Russen sahen die Provinz Aserbeidschan als ihren sicheren Besitz an.

Durch die Niederlage bei Täbris und die nachfolgende Räumung von Aserbeidschan haben sie in der Achtung der mohammedanischen Stämme Persiens eine so schwere Einbuße erlitten, daß nunmehr die Hauptmasse dieser Stämme zweifellos den Anschluß an die Türken suchen wird.

Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten)

Wie in Draxelfing das Gold zum Vorschein kam. — Die Bauern von Draxelfing haben ihr Vaterland so lieb wie irgendeiner. Die Bauern von Draxelfing haben ihre Söhne so zahlreich ins Heer geschickt wie sonst ein Dorf. Aber worin die Bauern von Draxelfing was „Extriges" haben, das ist ihr Gold.

Nicht etwa, daß sie es erst versteckt hätten, als der Krieg ausbrach — nein, es war schon in Friedenszeiten eine alte Bauernregel: Gold in die Erd'!

Gewiß, sie hätten's auf die Bank tun können. Aber da soll es Banken geben, die verkracht sind. Oder sie hätten Pfandbriefe dafür kaufen können. Aber da soll es Pfandbriefe geben, die vermodert und zu Staub zerfallen sind.

Sicher ist sicher, dachten die von Draxelfing und vergruben ihre Goldfüchse an geheimen Plätzen. Wie gesagt, das war schon im Frieden so. Warum hätte es im Krieg anders sein sollen?

Ja, so denkt man. Aber der Herr Rentamtmann, der dachte anders. „Tragt das Gold zur Reichsbank!" ließ er überall verkünden.

„Aha, wieder so a Schwindelbankerl!" sagten die von Draxelfing, blinzelten einander zu und ließen ihr Gold, wo's war.

„Tragt es doch auf mein Rentamt, ich werde es schon weiterleiten," sagte jetzt der Rentamtmann.

„Als ob mir da net scho vüll z' vüll 'nauftrag'n tät'n," sagten die von Draxelfing und ließen ihre Goldfüchse, wo sie waren.

„Schön," denkt da der Rentamtmann, „geht's nicht so, dann geht es anders."

Und dann hatte er eine lange Unterredung mit dem lahmen Schmied. Der hatte kein Gold vergraben, weil er keines hatte. Dafür aber stand er in dem Rufe eines halben Hexenmeisters.

Ging er da eines Tages im Dorf herum, hatte eine Rute in der Hand und murmelte zauberhafte Sprüche.

Natürlich kamen sie von allen Seiten: „Schmied, was hast?" — „Schmied, was tuast?"

„Laßt's mir mei Ruah, i hab koa Zeit."

Und die geheimnisvolle Rute wiegte sich geisterhaft in seiner Hand.

„Geh, Schmied, sei net fad. I zahl dir a Maß, wenn'st mir sagst —"

„A Maß? — Aber ihr dürft's mi net verrat'n — gell?"

„A woher denn, Schmied."

„Auch beim Herrn Rentamtmann net — gell?"

„Bei dem scho glei gar net. Also was tuast mit dera damisch'n Rut'n, Schmied?"

„Dös is koa damische Rut'n, sondern eine Wünschelrut'n."

„Eine Wünschelrut'n?"

„Ja, wo die ausschlagt, unter dem Platz is was."

„Was denn?"

„Gold is vergrab'n auf dem Platz."

„Geh, laß di net auslach'n, Schmied?"

„Lacht's nur, ös werd's nacha scho sehn, wenn alle eure Goldversteckerln schön sauber eintrag'n san auf der Dorfkart'n, die wo im Rentamt hängt."

„Hm, so? Hm, so? Aber was soll denn mit dera Kart'n nacha g'schehn?"

„Ins Kriegsministeri kimmt's eini."

„Aber was tuan's denn mit dera Kart'n im Kriegsministeri?"

„Dös werd der Herr Kriegsminister scho wiss'n."

„So? Hm — hm, so? — Sag amal, Schmied, schlagt nacha die verwünschelte Rut'n aa beim — beim Papier aus?"

„Beim Papier? Daß i net lach — koan Mucker tuat's beim Papier! Bloß beim Gold, da schlagt's wie wild umananderr — werd's scho sehn, werd's scho sehn."

„So — so? Du, Schmied, woaßt was? Jetzt trinkst erst amal die Maß Bier oder zwoa oder drei, die wo mir dir schuldi san — und mit dera verwunschenen Rut'n kannst ja nacha morg'n aa anfang'n — gell?"

„Aber der Herr Rentamtmann —"

„Der Herr Rentamtmann werd's no früh gnua erfahr'n, wo — wo unsere Goldfuchs'n amal — g'wes'n san!"

An diesem Vormittag hub in Draxelfing ein eifriges und heimliches Scharren in Gärten und auf Höfen an.

„Passen S' auf," sagte der Herr Rentamtmann im Vorbeigehen zum Stationsvorstand, „was heute noch für eine Menge Leute von Draxelfing in die Stadt hineinfahren werden."

Und wahrhaftig — recht bekam er. Eine Menge Bauern rückten an mit dicken Beuteln, die sie vorsichtig in der Hand hielten, oder mit schweren Gürteln, über die sie dann und wann zärtlich strichen. Und sie fuhren alle nach der Stadt.

„Was sie denn dort auf einmal zu tun hätten?" fragte sie der Stationsvorstand.

„Ha mei, nix Extrigs, nur grad a kloans G'schäfterl bei dem — bei dem neuen Bankerl, von dem jetz überall die Red' is." Fritz Müller.

Geschützkräfte. — Die Kraft, die von den heutigen Riesengeschützen entwickelt wird, ist so ungeheuer, daß, wie der Führer einer deutschen Armee bemerkt hat, in Zukunft kaum noch Festungen gebaut werden dürften.

Wie die belgischen Forts vor den Geschossen der 42-Zentimeter-Geschütze Krupps dahinsanken, ist bekannt. Ihnen stellen sich würdig an die Seite die österreichisch-ungarischen Kraftfahrhaubitzen, die in der Stahlgießerei der Skodawerke in Pilsen hergestellt werden.

Das Geschoß eines derartigen 30,5-Zentimeter-Geschützes fuhr in den Panzerturm eines Forts, durchschlug glatt den meterstarken Stahldeckel, durchdrang die Kasematten und zersplitterte die Stahltüren der Munitionskammer wie Glasscheiben. Ein in den gewachsenen Boden einschlagendes Geschoß reißt einen Trichter bis zu 5 Meter Tiefe, und eine turmhohe Wolke von Rauch und Staub schießt an der Einschlagstelle empor. Das Geschoß wiegt aber auch nicht weniger als 385 Kilogramm.

Auch die Treibkraft und die Reichweite der jetzigen Geschützungeheuer ist erstaunlich. Die Fluglänge eines mit einem Kruppschen 24-Zentimeter-Geschütz abgefeuerten Geschosses beläuft sich auf mehr als 20 Kilometer. Die neuesten von Krupp geschaffenen Geschütze sollen 42 Kilometer weit schießen. Da der Ärmelkanal zwischen Calais und Dover nur 33 Kilometer



Phot. A. Seebald, Wien.

Einschlagendes Geschoß eines österreichisch-ungarischen 30,5-Zentimeter-Geschützes.

breit ist, könnte demnach mit diesen Geschützen der englische Hafenplatz sehr wohl unter ein wirksames Feuer genommen werden. Th. S.

Wie der Regimentstambour doch in das Himmelreich kam. — Das Lieblingsinstrument des heiligen Antonius ist bekanntlich die Trommel. In Übereinstimmung damit nährt der Heilige natürlich auch Sympathien für alle Tambourseelen, die sonst im Himmel nicht besonders gut angeschrieben sein sollen, und davon handelt auch das folgende Legendlein, das sich ein Sammler volkstümlicher Überlieferungen einst im Böhmer Wald erzählen ließ.

Ein Regimentstambour, der in seinem Leben wohl so manches auf sein Schuldkonto gebracht hatte, war gestorben, und als er eines Tages oben an die große Himmelstür bescheidentlich anklopfte, da geschah es ihm, daß Petrus ihm durch ein kleines Schiebfensterchen mißmutig zuknurrte: „Na, so dumm bin ich nun doch nicht, daß ich einen Tambour einlasse!“

Der Trommler schlich nun hin zu des Himmels Hinterpförtchen, das der heilige Joseph einst zum Zeitvertreib gezimmert hat, und an dem es ja milder hergehen soll. Doch auch der heilige Joseph wollte von dem Ankömmling nichts wissen.

„Heiliger Anton von Padua!“ rief da mit trotzigem Entschluß der einstige Tambour. „Wollen sie mich hier nicht haben, so geh' ich halt wieder hinunter auf die grüne Wiese!“

Kaum aber hatte er diese Absicht geäußert, so stand der heilige Anton vor ihm, bereit, den wackeren Tambour, der ihn stets gepriesen hatte, wenn bei den Proben alles klappte, doch auf irgend eine Weise ins Himmelreich zu schmuggeln. Und nach einer kurzen Besprechung holte er denn auch flugs die große Himmelstrommel herbei, schraubte ein Trommelfell ab, und sein Schützling mußte sich nun zusammengedrückt hineinlegen, so gut es eben ging. Das Trommelfell wurde wieder darübergedeckt, und mit dem schweren Instrument belastet, keuchte der gute St. Antonius zurück ins Himmelreich.

Dort erweist sich ihm der Eingeschmuggelte nun dadurch erkenntlich, daß er bei starken Gewittern die große Himmelstrommel ganz besonders klang- und wirkungsvoll zu rühren pflegt. v. J.

Die Suppe mit Kanonenkugeln. — Das folgende Blüchergeschichtchen gehört noch nicht zu dem Anekdotenkranz, der um den berühmten Feldherrn als Gemeingut im Volkserinnern lebt, und hätte es doch wohl durchaus verdient.

Blücher lag am 29. Januar 1814 mit seinem Hauptquartier im Schlosse zu Brienne. Zwischen seiner und Schwarzenbergs Armee klaffte im Augenblick eine Lücke, die Napoleon zu benützen Anstalten traf, um Blücher, den schlimmsten Durchquerer seiner Pläne, endlich entscheidend aufs Haupt zu schlagen. Dieser erfuhr beizeiten von der gegen ihn gerichteten Absicht durch einen von seiner Kavallerie aufgefangenen Befehl des Kaisers an Marschall Mortier. Da er selbst die augenblicklichen Schwächen seiner Stellung kannte, traf er die Vorkehrungen zum Rückzuge, doch nicht — es war ja Blücher! — ohne den Angreifern mit seinen Truppen um Brienne bis zum letzten Augenblick die Stirn zu bieten.

Die Schlacht war im Gange. Feindliche Granaten flogen in die Stadt und zündeten an verschiedenen Stellen. Blücher verfolgte die Entwicklung der Dinge von der Schloßterrasse aus. Der Feind machte nur langsame Fortschritte, so daß unserem Blücher schließlich das Beobachten zu langweilig wurde. Er ging also mit den Offizieren in den Saal und setzte sich zu Tisch. Auch ein gefangener französischer Offizier war mit an der Tafel.

Während die gewöhnliche Heiterkeit unter den Tafelnden herrschte und man eben bei der Suppe war, schlugen einige Kanonenkugeln in den Saal. Der Feldmarschall machte seinem französischen Gaste höfliche Entschuldigungen und beauftragte einen Offizier von der Stabswache, ihn an einen geschützteren Ort zu bringen. Der Gefangene jedoch lehnte das Anerbieten dankend ab mit dem Bemerken, er befinde sich in zu angenehmer Gesellschaft, um dieselbe zu verlassen.

Nicht so gelassen blieb ein anderer Gast, ein kriegsfreiwilliger Professor der Philosophie. Als Kanonenkugeln durchs Dach schlugen und auf dem Boden über den Köpfen der Tischgesellschaft großes Gepolter verursachten, rutschte der Weltweise auf seinem Stuhle hin und her, wie um auszuweichen, wenn die

Decke herunterkäme, auf die er beständig den bedenklichen Blick gerichtet hielt.

„Gehört das Schloß Ihnen?“ fragte Blücher.

„Exzellenz, nein.“

„Na, denn man nicht ängstlich. Die Ausbesserungskosten haben Sie ja nicht zu bezahlen, und die Kanonenkugeln fallen uns ja noch nicht in die Suppe.“

Sprach's und ließ sich auch beim Fortgang des Mahles, bei dem die Franzosen mit der aufdringlichen Beilage nicht nachließen, nicht weiter stören. Ad. Obermüller.

Die Schulden der Frau. — Im Anzeigenteil unserer Zeitungen konnte man früher hie und da die sogenannte Warnung eines zärtlichen Ehegatten lesen, seiner Frau nichts mehr zu borgen, da er für die Schulden derselben nicht mehr aufkommen werde. Diese heute rechtlich völlig wertlosen Warnungen stammen ursprünglich aus den Zeiten der Schuldhaft und waren zuerst in England in Gebrauch.

Bei unsern braven englischen Vettern wurde nämlich der Ehemann mit der Heirat der unumschränkte Besitzer des Vermögens seiner Frau. Dafür hatte der Ehemann aber auch für die Schulden und die kleinen Gesetzesübertretungen seiner Frau aufzukommen, das heißt für sie unter Umständen in die Schuldhaft nach Kings Bench oder in das Gefängnis nach Newgate zu wandern. Ja es ist vorgekommen, daß Ehemänner schon am Tage ihrer Hochzeit für die alten Schulden der jungen Frau verhaftet wurden, die sie mitgeheiratet hatten. Denn es war nichts Seltenes, daß Frauen nur deshalb Hals über Kopf heirateten, um der ihnen in ihrem ledigen Stand oder als Witwen drohenden Schuldhaft zu entgehen. In solchen Fällen war der getäuschte Herr Gemahl gezwungen, entweder zu zahlen oder nach Kings Bench zu wandern, wenn er keine Freunde besaß, die für ihn Bürgschaft leisteten.

Folgender Fall liegt ähnlich und ist für diese Frage kennzeichnend.

Eine vierzigjährige Witwe mit großem Vermögen und noch größerem Geiz sollte nach dem Tode ihres Mannes dessen beträchtliche Schulden bezahlen. Nachdem es ihr gelungen war,

mit listigen Ausreden ihre Gläubiger von Monat zu Monat zu vertrösten, riß diesen endlich die Geduld und sie drohten der stattlichen Witwe mit Kings Bench. Diese Drohung empörte die listige Wittib so, daß sie beschloß, ihren rücksichtslosen Gläubigern eine Nase zu drehen, an der sie genug haben sollten. Als sie so überlegte, führte der Zufall einen jungen stellungslosen Irländer ins Haus.

„Sie kommen wie gerufen," sagte sie lachend und nötigte den jungen Mann, dem man ansah, daß er aus guter Familie stammte, ins Zimmer, wo sie ihm ihren Plan entwickelte. „Ich gebe Ihnen sofort 1000 Pfund," sagte sie, „wenn Sie noch heute mein Mann werden und als solcher für mich nach Kings Bench gehen, wo es sich ganz lustig leben läßt. In Kings Bench erhalten Sie, solange Ihr Aufenthalt dauert, 300 Pfund jährlich und bei Ihrer Entlassung noch 500 Pfund zur Reise nach Irland unter der Bedingung, daß Sie auf alle Eherechte schriftlich Verzicht leisten."

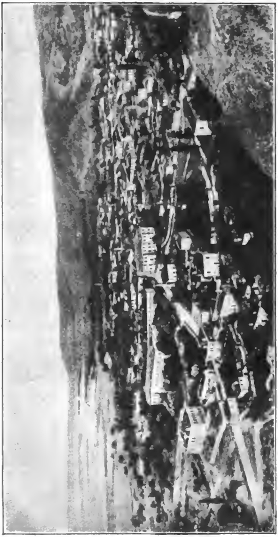
Der junge Ire hatte keine Wahl. Der Hunger tat weh. Noch an demselben Tag war aus der listigen Wittib gesetzlich seine Frau und aus ihrem jungen Gemahl ein lustiger Insasse von Kings Bench auf Kosten der Gläubiger seiner sogenannten Frau geworden.

Nach zwei Jahren wurde er entlassen, nachdem er die ihm dem Gebrauch gemäß vom Gericht gestellte Frage, ob er etwas zum Besten seiner, das heißt der Gläubiger seiner Frau verschreiben wolle, verneint hatte. W. F.

Italien in Albanien. — In dem unablässig gärenden Albanien ist es zu neuen Unruhen gekommen. Aufständische, die von jungtürkischen Offizieren befehligt wurden, forderten in Durazzo die Auslieferung der Gesandten Frankreichs und Serbiens, da sich diese Staaten mit der Türkei im Kriege befänden. Da die Forderung von den Behörden abgelehnt wurde, gingen die Aufständischen zum Angriff auf Durazzo vor. Die von den Behörden um Hilfe angerufenen italienischen Kriegschiffe „Sardegna" und „Misurata" gaben einige Schüsse ab, worauf die Angreifer sofort ihr Feuer einstellten.

Das Vorgehen der italienischen Kriegschiffe zog nun wiederum die Bedrohung der italienischen Kolonie in Valona durch

einen Teil der Einwohnerschaft nach sich. Valona, das im früheren türkischen Wilajet Janina an der gleichnamigen Bucht des Adriatischen Meeres liegt, ist ein ziemlich reizlosesStädtchen mit rund sechstausend Seelen. Es ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und dreier europäischer Vizekonsuln, darunter eines italienischen. Die italienische Kolonie zählt einige hundert Köpfe. Valona ist Landestelle des Österreichischen Lloyd und der italienischen Schiffahrtsgesellschaft Puglie. Außerdem tritt hier die von Otranto in Italien nach Konstantinopel führende Telegraphenlinie ans Land. Der Handel der Stadt erstreckt sich besonders auf Öl, Wolle, Pech und Tabak.



Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft, Berlin.

Valona in Albanien.

Der italienische Vizekonsul ersuchte den Admiral Patris in Durazzo um den Schutz der geängstigten Italiener, worauf die „Sardegna" vor Valona erschien, deren Matrosen die Stadt ohne Zwischenfall besetzten. Th. S.

„Vor Paris nichts Neues." — Am 13. März 1871 fuhr bei herrlichem Wetter der Sonderzug, der den Kaiser Wilhelm, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und die Mehrzahl der zum Hauptquartier gehörenden Offiziere und Beamten aufgenommen hatte, in Berlin ein. Der Zug hielt auf dem Außenbahnhof der Potsdamer Bahn an der Flottwellstraße, und von dort fuhr der Kaiser durch die Linkstraße über den Potsdamer Platz zum Brandenburger Tor. Ehe die Wagen am Bahnhof sich ordneten, verging reichlich eine halbe Stunde, denn es war bestimmt, daß die sämtlichen Chefs der einzelnen Armeebehörden auch mit ihren Aktenwagen am Einzug in die Stadt sich beteiligen sollten.

Den Aufenthalt auf dem Bahnhof benützte nun ein richtiger Berliner Junge, der sich durchgeschlichen hatte, um auf den Aktenwagen, der den Namen des Generalquartiermeisters v. Podbielski trug, mit Kreide ungesehen einige Worte zu schreiben. Bald darauf setzte sich der Zug in Bewegung, die Begeisterung der Hunderttausende von Menschen, durch deren enggeschlossene Reihen der Kaiser mit seinem Gefolge fuhr, war von überwältigender Wirkung. Mit dem Grafen Lehndorff fuhr der Kaiser in leichtem offenen Wagen den übrigen voran, seine edlen Züge strahlten von Glück. Die Freudenrufe steigerten sich von Minute zu Minute, und jedem der wackeren Helden, die ihm folgten, wurde fast die gleiche Huldigung zuteil.

Mit freudiger Ausgelassenheit aber paarte sich die Begeisterung, als Podbielskis Wagen heranfuhr. Der wegen seiner kurzen Kriegsberichterstattung längst volkstümlich gewordene General wurde schließlich ob der Seltsamkeit der Begrüßung betroffen, und er winkte einen der die Wagen begleitenden reitenden Schutzleute heran, um zu erfahren, was eigentlich „los wäre".

„Exzellenz," berichtete dieser, „an Ihren Wagen hat einer die Schlußworte Ihrer Kriegstelegramme geschrieben!"

In diesem Augenblick staut sich der Zug, und das die Jubelrufe übertönende Lachen der Menge dringt bis zum vordersten Wagen.

„Was ist geschehen?“ fragte der Kaiser, sich umwendend.

Ein heransprengender Schutzmann meldete: „Majestät, an Exzellenz Podbielskis Wagen steht mit Kreide geschrieben: ‚Vor Paris nichts Neues!‘“

Das wirkte auf des Kaisers Lachmuskeln derart, daß ihm die Tränen aus den Augen rannen. Und der Kronprinz rief aus dem zweiten Wagen zu Moltke hin, was sich zugetragen. Die Herrschaften gerieten in so lustige Stimmung, daß auf Minuten alles aus vollem Herzen lachte. D. C.

Kaiserin Eugenie und der alte Wrangel. — Es ist nur wenig bekannt, daß die Gemahlin des letzten Kaisers der Franzosen einst ein Zusammentreffen mit dem Feldmarschall Grafen Wrangel, dem „alten Wrangel“, hatte, und daß dieses Zusammentreffen höchst ergötzlich verlief.

Es war im Jahre 1865, Wrangel befand sich zur Kur in Wiesbaden, als die Kaiserin Eugenie im nahen Schwalbach eintraf. Sofort gab der Feldmarschall seinem Adjutanten den Auftrag, zu erfragen, wann Wrangel ihr seine Aufwartung machen dürfe. Die Kaiserin nahm Besuche grundsätzlich nicht an, ließ jedoch den Feldmarschall bitten, sie auf der Brunnenpromenade zu begrüßen.

So geschah es denn auch. Sowie die Kaiserin mit dem Herzog von Nassau und einem kleinen Gefolge erschien, trat Wrangel auf sie zu, zog den Hut und rief ihr so laut „Guten Tag, Majestät!“ zu, daß die Kaiserin erschreckt zurückwich. Als sie indes erfuhr, wer der merkwürdige alte Herr war, ließ sie ihn auffordern, sie bei ihrem Spaziergange zu begleiten. Sie fand dann das lebhafteste Vergnügen an Wrangels urwüchsiger Art und seinem eigentümlichen Französisch.

Die Unterhaltung wurde sogar in der Wohnung der Kaiserin fortgesetzt und dort kam es auch zum Austausch von Photographien, wobei der Feldmarschall der Kaiserin zum Dank für ihr Bild sehr lange die Hand küßte und einmal über das andere ausrief: „Mein Liebchen — mein holdes Liebchen!“ Ja,

schließlich behielt die Kaiserin den alten Haudegen sogar zum Essen zurück, und in heiterster Laune ließ sie sich von Wrangel in seinem merkwürdigen Französisch den Hof machen.

Nach Tisch zog sich die Kaiserin zurück, und Wrangel fuhr sehr befriedigt und beglückt nach Wiesbaden zurück. Er hat noch mehrere Jahre mit der Kaiserin brieflich verkehrt und ihr auch ab und zu Geschenke geschickt, was bei ihm sehr viel heißen wollte, da er sonst recht wenig vom Schenken hielt. O. v. B.



Phot. J. Harkányi, Wien.

Stanislawa Ordynska, ein weiblicher Feldwebel im österreichisch-ungarischen Heer.

Tapfere Mädchen. — Der Krieg gegen Rußland hat nicht nur die Männer, sondern auch die Frauenwelt Österreich-Ungarns entflammt. Im Namen von hundert Mädchen der ungarischen Stadt Zenta richtete eine junge Dame ein Schreiben an das Kriegsministerium, in dem es unter anderem hieß: „Wir begnügen uns nicht damit allein, Verwundete zu pflegen, warme Kleidung für die Soldaten anzufertigen — nein, wir wollen mehr leisten! Alles dies, was wir tun, ist Pflicht der patriotischen Landestöchter, wir aber kennen in der Pflichterfüllung keine Grenze. Wir wollen unseren Soldaten in der Weise helfen, daß wir sie vertreten. Wir können nicht auf dem Schlachtfeld kämpfen, weil unsere Schultern zu schwach sind, Gewehre zu tragen. Wir bitten daher Eure Exzellenz ganz ergebenst, uns den Etappentruppen zuzuteilen, um die mit der Verpflegung beschäftigten Männer vertreten zu können."

Die schweren Gefahren der Kämpfe zu übernehmen, scheute

sich jedoch nicht die junge Polin Stanislawa Ordynska. Sie schloß sich in Uniform der polnischen Legion an, focht bei Kielze, Radom und Szczucin mit und zeichnete sich so aus, daß sie zuerst zum Unteroffizier und später sogar zum Feldwebel befördert wurde.

Endlich sei noch die heldenmütige Rosa Zenoch erwähnt. Als während der Riesenschlacht bei Lemberg der Kampf auch um ihr heimatliches Dorf Rawaruska wogte, trug das zwölfjährige Mädchen den Schützenlinien der österreichisch-ungarischen Truppen unermüdlich in einem Krug Wasser zu. Eine platzende Granate zerschmetterte ihr den linken Fuß, so daß er oberhalb des Knöchels abgenommen werden mußte. Die Verwundete wurde nach Wien gebracht, wo sie vom Kaiser Franz Joseph besucht wurde, der versprach, für ihre Zukunft sorgen zu wollen. Th. S.

Erinnerungen an Goethes Geburt. — Das Haus in Frankfurt a. M., in dem die Wiege des begnadeten Dichterfürsten stand, ist über der Tür durch eine weiße Marmortafel bezeichnet mit den einfachen Worten: „In diesem Hause wurde Johann Wolfgang Goethe am 28. August 1749 geboren.“ In einem Zimmer des zweiten Stockwerks kam er mittags mit dem Glockenschlage zwölf zur Welt. Drei Tage hatte er mit seinem Erscheinen gezögert und der jungen Mutter schwere Stunden bereitet. Als er endlich ans Licht des Tages gelangte, war er scheinbar leblos und sah recht unansehnlich aus. Man rieb ihm die Herzgrube mit Wein ein, an seiner Lebensfähigkeit zweifelnd. Endlich schlug er doch die Augen auf und die hinter dem Bette stehende Großmutter rief der achtzehnjährigen Mutter zu: „Rätin, er lebt!“

Daß die schwere Geburt Goethes übrigens die endliche Anstellung eines Geburtshelfers in Frankfurt veranlaßte, teilt der Dichter selbst nicht ohne einiges Behagen mit. Es haben sich auch noch wenige vergilbte Exemplare des „Frankfurter Intelligenzblattes“ vom 2. September 1749, damals „Ordentliche Wöchentliche Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten“ betitelt, erhalten. Unter den „Getaufften hierüben in Frankfurt“ wird darin aufgezählt: „Freitags, den 2., Hr. Joh. Caspar

Goethe, Ihro Röm. Kayserl. Majestät würklicher Rat, einen Sohn Johann Wolfgang." A. Sch.

Russischer Bürokratenzopf. — Eine der ersten Tänzerinnen des Moskauer Balletts fühlte tief das Bedürfnis, für einige Zeit der Bühne den Rücken zu kehren, und suchte persönlich den Beamten auf, der über die Gewährung oder Ablehnung von Urlaubsgesuchen zu entscheiden hatte. Sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er ihrer Unwiderstehlichkeit gegenüber gewiß nicht den Mut finden werde, ihr die Bitte abzuschlagen.

Der Beamte nahm sie auch sehr höflich auf und unterhielt sich angeregt mit ihr über Theaterfragen. Als sie dann aber auf den Zweck ihres Besuches kam und ihm vorstellte, wie nötig sie einen vierwöchigen Urlaub habe, wie unentbehrlich ihr aber auch das Fortbeziehen ihres Gehalts während der Freizeit sei, damit sie ernstlich etwas für ihre Gesundheit tun könne, da unterbrach er sie mit der Erkundigung, wo sie ihre schriftliche Eingabe habe.

„Ist denn eine schriftliche Eingabe nötig?" fragte sie. „Ich dachte, wenn ich in Person vorspreche —"

„Aber ich bitte Sie, ohne das schriftliche Gesuch können wir der Sache überhaupt nicht nähertreten," erklärte er. „Um Ihnen aber meinen guten Willen zu beweisen — hier ist Papier, Feder und Tinte, setzen Sie sich und schreiben Sie nieder, was ich diktiere."

Die Ballettänzerin gehorchte, und im strengsten Bureaustil diktierte er ihr das Gesuch in die Feder, es getreu mit ihren eigenen Worten begründend, wie er sie vorhin gehört hatte. Dann hieß er sie, den Bogen vorschriftsmäßig falten und mit einer Oblate verschließen, die er ihr überreichte.

„So," sagte er, „nun brauchen Sie Ihr Gesuch nur noch an der richtigen Stelle abzuliefern."

„Und wo wäre das?" forschte sie eifrig.

„Nun natürlich hier bei mir," erwiderte er und nahm das Schriftstück mit der gehörigen Förmlichkeit aus ihrer Hand entgegen. Dann putzte er umständlich seine Brille, setzte sie auf, und nachdem er das Gesuch geöffnet hatte, las er es so aufmerksam durch, als sei ihm der Inhalt vollkommen unbekannt.

Darauf numerierte er es, schob es in ein Aktenbündel und machte in einem dickleibigen Band eine Eintragung. Und dann endlich wendete er sich der ungeduldig wartenden Tänzerin zu und erklärte ihr mit der unbeweglichsten Amtsmiene: „Mein Fräulein, ich habe Ihr Gesuch gelesen und eingehend geprüft. Ich bedauere außerordentlich, daß ich in der unglücklichen Lage bin, es Ihnen abschlagen zu müssen!“

Mit einer förmlichen Verbeugung entließ er dann die schwer enttäuschte Bittstellerin. C. D.

Des Schinderhannes Julchen. — Verbrecher haben bekanntlich nicht selten treue Genossinnen, die dem Erwählten ihres Herzens meist in allen Wechselfällen des abenteuerlichen Lebens die Treue halten. So wird auch das „Julchen“ des altberühmten Räubers Schinderhannes von den Zeitgenossen als eine der besten Gattinnen geschildert, die es je gegeben hat, und sie mußte, mit ihrem Hannes gefangen, ihre Treue auch schwer genug büßen. Allerdings wurde sie nicht hingerichtet, sondern kam mit einigen Jahren Gefängnis davon. Aus dem Gefängnis entlassen, heiratete die Räuberhauptmannswitwe einen — Polizeidiener. Es geschah dies im Jahre 1807. Als Frau Polizeidiener erreichte sie ein hohes Alter und starb im Jahre 1851 in allen Ehren. A. M.

Höfliche Feinde. — Man hat die Schlacht bei Fontenoy, in der der französische Marschall Moritz von Sachsen am 11. Mai 1746 die Engländer besiegte, nicht mit Unrecht die „letzte Schlacht der Kavaliere“ genannt, denn wohl in keinem späteren Treffen haben die Gegner einander höflicher behandelt, als während dieser blutigen Schlacht, die Frankreichs Vorherrschaft in Europa gegenüber England behauptete. Als die französischen und Schweizer Garden im Walde von Fontenoy auf das in Schlachtordnung aufgestellte englische Heer stießen, machten sie fünfzig Schritte vor der feindlichen Gefechtslinie halt; da nahmen die Engländer Gewehr bei Fuß, ihre Offiziere traten vor und grüßten die Franzosen, indem sie die Hand an den Hut legten. Auf französischer Seite erwiderten der Graf v. Chabannes und der Herzog v. Biron, die ebenfalls ihre Reihen verlassen hatten, diesen Gruß.

Nach dieser gegenseitigen Begrüßung, die ebensogut während einer Parade hätte stattfinden können, ging Lord Charles Hoy, Kapitän in der englischen Garde, auf die französischen Offiziere zu und sagte: „Schießen Sie, meine Herren von der französischen und Schweizer Garde!“

Nach diesen Worten trat der Gardeleutnant Graf v. Hautroche ebenfalls vier Schritte vor, verneigte sich und rief mit lauter Stimme: „Wir schießen nicht zuerst, meine Herren. Beginnen Sie selbst, wenn ich bitten darf!“

Nachdem der Graf in so bescheidener Weise den Feinden den Vorrang eingeräumt hatte, setzte er seinen Hut wieder auf, den er, während er sprach, abgenommen hatte, grüßte ebenso verbindlich und trat wieder in seine Reihe zurück.

Wenige Minuten später donnerten die Kanonen und die Schlacht begann. Fr. W.

Der grüne Fähnrich. — Die einst so beliebte Vertreterin der Schauspielkunst Minona Frieb-Blumauer hatte, als sie noch im vollen Schmuck ihrer ersten Jugend stand, die weder Schminke noch Puder braucht, unter ihren zahlreichen Verehrern auch einen blutjungen Fähnrich, der bis über beide Ohren in die Künstlerin verliebt war, was jedoch von dieser nur lächelnd beachtet wurde. Am Geburtstage der Schauspielerin überbrachte der junge Herr seiner Angebeteten als Geschenk eine kostbare Palme. Als es ihm in den von Geburtstagsgästen angefüllten Räumen endlich möglich wurde, die Angebetete einen Augenblick allein zu sprechen, flüsterte er ihr die etwas unbedachten Worte zu: „Diese Palme, mein verehrtes gnädiges Fräulein, hat mit mir Ähnlichkeit. Wie sie zum Lichte ringt, so ringt auch meine Seele nach einem Blick aus Ihren Augen. Gefällt sie Ihnen?“

„Ausgezeichnet,“ entgegnete die Künstlerin, „namentlich ist sie so wundervoll — grün.“

Der junge Krieger soll von Stund an in seinen Gefühlen etwas abgekühlt gewesen sein. A. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Pasche ... instalt



infolge v

R

Ohne Oper

Medico-mec
Massage. E
Kriegsteilnehr



und ähnlich
Nasenforme
trifft an Vo
schienen. E
schwammp
anatomisch
beeinflußte
geformt sin
Verstellbar
eignet (Kno
Bisher 1000
und ärztlich

Union De

Das

107 Seiten Te
Ein Leben
zurückliegende